Hartl-Mitius

Theatertypen

II

Am Stadttheater

Leipzig
Verlag von Feodor Reinboth
1887

Hartl-Mitius

Am Stadttheater

Leipzig
Verlag von Feodor Reinboth
1887

1.

Der Gewaltige, der Herr über Vorschüsse und Rollen, war noch nicht erschienen und es harrte seiner heute eine namhafte Schar von Thaliens Jüngern und Jüngerinnen. Am Abend vorher hatte man ein neues Ausstattungsstück gegeben und es wurden nun nachträglich noch so manche Klagen laut, über ein Kostüm, das ganz miserabel saß, über den Souffleur, der den Vorhang zu langsam fallen ließ, wodurch er dem Komiker die Szene verdarb, über ein Extempore, das dieser selbe Komiker machte, weswegen sich wiederum das corps de ballet beleidigt fühlte. — Der Herr Direktor ließ heute lange auf sich warten.

„Zehn Uhr" — sagte der Sekretär — „nun muß er bald erscheinen."

Da saßen und standen sie umher in zwanglosen Gruppen, der Liebhaber, die Naive, Fräulein Belinde, die komische Alte, der Komiker in einem Kreise von Balletratten, die ihn mit Vorwürfen überhäuften, und ganz nahe der Thür ein Persönchen, von dem man im ersten Augenblick nicht sagen konnte, sei es Knabe oder Mädchen — ein lang aufgeschossenes, sehniges Ding mit dunklen Augen und kurzgeschnittenem Haar, bekleidet mit Hut und Regenmantel, die füglich ebenso gut von einem jungen Manne getragen werden konnten.

„Die ist nicht vom Theater“ — kalkulierte der Sekretär, „vielleicht die Stubenjungfer einer Sängerin — — Sie bringen doch keine Absage für die heutige Operette, Kleine?“ — frug er sie, worauf sich das Mädchen in seiner ganzen Länge erhob und ihm einen verächtlichen Blick zuschleudernd mit sonorer Stimme entgegnete, der Herr Direktor habe sie herbestellt.

Jetzt wurde das Plaudern, Lachen und Kreischen lebhafter, offenbar hatte der Komiker den Damen vom Ballet einige Bosheiten gesagt, sie hingen sich an ihn, kratzten und zwickten ihn und es war ein eigentümliches Bild, den kleinen, dicken Menschen sich verteidigen zu sehen gegen eine Schar durchwegs schlanker, eleganter Mädchenerscheinungen.

„Meine Damen! Meine Damen!“ — rief er, indem er sich spreizte wie ein Hahn, der mit seinen Hennen die Morgenpromenade macht — „Sie gehen mir ans Dasein! Von was soll der Komiker leben, wenn nicht von seinen Kouplets, von was sollen seine Kouplets handeln, wenn nicht von Euern kurzen Röckchen und Euern reizenden kleinen Skandälchen? Nein, im Ernst“ — wandte er sich an die übrigen — „dem Komiker wird seine Existenz recht schwer gemacht. Über was darf man heutzutage noch singen? Den Juden soll man nicht mehr auf die Bühne bringen, denn unser Publikum ist zu drei Vierteilen mosaisch, den Lieutenant darf man nicht als Gecken hinstellen, weil das dem edlen Vaterlandsverteidiger an die Ehre geht, dito die Polizei, dito den Magistrat. Nun soll man auch auf Euch keinen Spaß mehr machen dürfen, aber Kinder, ich bitt’ Euch, seid doch gemütlich!“

Erneutes Lachen, erneuter Protest, hierauf ein energisches

Klopfen an der Thür, die sich im selben Moment öffnete und einer neuen Persönlichkeit Eintritt gewährte.

„Guten Morgen, Herr Direktor!" — sagte eine der Balletdamen mit tiefer Verbeugung, worauf sich alles respektvollst nach der Thür wandte, um gleich darauf abermals in ein höchst respektwidriges Gelächter auszubrechen. Der Neuangekommene schien dies aber sehr übel zu nehmen.

„Lassen Sie Ihre Späße, Fräulein Schmidt" — erwiderte er in verdrießlichem Tone und ging, ohne von den übrigen Notiz zu nehmen, mit großen Schritten auf und ab. Dieser Herr war der Schauspieler Franz Hüttling.

Er unterhielt sich eine kleine Weile mit dem Sekretär, jetzt bemerkte er das schlanke Mädchen an der Thür und nach dem er an den Nächststehenden eine diesbezügliche Frage gerichtet hatte, die nur mit einem Achselzucken beantwortet wurde, schob er den Monocle ins Auge und betrachtete die junge Dame auf recht ungenierte Weise. Diese zeigte keine Spur von Schüchternheit; ohne zu erröten erwiderte sie seine Blicke mit Indignation und als dies seine Neugier durchaus nicht einschüchterte, drehte sie ihm einfach den Rücken zu und studierte die Landkarte, die hinter ihr an der Wand hing.

„Nicht vom Theater" — murmelte jetzt auch Hüttling und trat mit ehrerbietiger Geberde an die Thür, den Herrn Direktor zu bewillkomnen, der sich endlich auf der Schwelle zeigte. Nun wurden der Reihe nach alle Beschwerden vorgebracht und erledigt, den Balletdamen neue Röckchen bewilligt, der dicke Komiker, Herr Bauer, sollte seinen ominösen Kouplet vers weglassen, der Liebhaber durfte sich eine neue Allongeperrücke bestellen und — „Fräulein

Belinde, was wünscht Fräulein Belinde?" wandte sich der Direktor an das ältliche Fräulein, das ihn mit jugendlicher Stimme begrüßte.

„Ach, Herr Direktor, eine Bitte, eine ganz kleine Bitte! Dürfte ich mir in dem heutigen Stück, bei meinem Abgang im dritten Akte nicht noch ein paar effektvolle Sätze hinzuschreiben lassen?" —

„Aber, liebste Belinde, noch hinzuschreiben, wo das Stück ohnedies bis halb elf Uhr dauert! Streichen, streichen, aber um Gotteswillen nichts hinzuschreiben."

„Ein kleines effektvolles Monologchen, bitte, bitte! Es wäre ja zum Vorteil des Stückes, wenn ich —" sie machte mit den fein behandschuhten Händen die Bewegung des Applaudierens — „Sie verstehen mich!" —

Nach einigem Hin- und Herreden und nachdem der gutmütige Komiker sich bereit erklärt hatte, gerade so viel Worte aus seiner Rolle zu streichen, als Fräulein Belinde hinzuzusetzen wünschte, wurde ihr die Erlaubnis hiezu erteilt, selbstverständlich unter Assistenz des Dramaturgen. Das Direktionszimmer leerte sich nach und nach. Es blieben nur noch Herr Hüttling, der Kapellmeister, und das fremde Mädchen, das noch immer gleichmütig in seiner Ecke saß.

„Nun, Herr Hüttling, womit kann ich dienen?" — wandte sich der Direktor jetzt an diesen, der aber verbeugte sich geschmeidig, meinte, das habe ja Zeit, und indem er auf das Mädchen deutete, sagte er galant: «Les dames avant tous.» — — Die Fremde stand auf und kam näher. Fürwahr eine junonische Gestalt, trotz der Eckigkeit und Herbheit ihrer noch mädchenhaften Formen eine imponierende Erscheinung. Das Gesicht klassisch geschnitten, wie das

eines jungen Hellenen, die ganze Figur vielversprechend, — der Direktor zeigte ein wohlgefälliges Lächeln.

„Fräulein — —?"

„Bertha Wiedemann."

„Ah — die mir von Fräulein Kraus Empfohlene?"

„Dieselbe."

„Meine Herren, Sie sehen hier eine junge Sängerin, die sich der Bühne widmen will. Man versichert mir, daß Sie kolossale Stimmmittel hätten, mein Fräulein."

„Ich weiß nicht, man sagt so."

„Wollen Sie uns etwas vorsingen? — Bitte, Herr Kapellmeister!"

Dieser öffnete das Klavier, die Sängerin legte ihre Noten auf und intonierte dann ohne eine Spur von Befangenheit die große Arie des Gluck'schen Orpheus: „Ach ich habe sie verloren." — Die Zuhörer lauschten entzückt, eine Altstimme, wie man sie selten zu hören bekommt, mit einer Weichheit im Ausdruck und dabei einer Kraft und Fülle — ‹brava! brava!› applaudierte Herr Hüttling, der Direktor drehte wohlgefällig sein dünnes Schnurrbärtchen.

„Das ist ganz wunderbar" — sagte er, „aber das ist leider nichts für uns. Sie wissen ja, die Oper gedeiht auf unserm Boden nicht, wir müssen leichtere Musik nehmen. Können sie vom Blatt singen, Fräulein Wiedemann?"

„Ich denke wohl."

„Also bitte, Herr Kapellmeister, eine Operettenarie, etwas tiefgesetztes!"

„Ja — es gibt in den Operetten nur so wenig Altpartien."

„Leider, wenn die Komponisten erst Fräulein Wiedemann gehört haben, werden sie nur Altpartien schreiben.“

Das junge Mädchen lachte und zeigte dabei zwei Reihen tadelloser Zähne. „Lassen Sie mich einstweilen Sopran singen“ — sagte sie.

„Ihre Stimme hat allerdings ein großartiges Volumen, aber die Schönheit liegt doch vorerst in der Tiefe. Wie wäre es mit Mademoiselle Lange in der Angot?“ frug der Kapellmeister und legte neue Noten auf.

Die junge Dame sang die vorgelegte Arie vom Blatt, ohne nur ein einziges Mal zu fehlen, als ob sie in ihrem Leben nichts anderes gesungen hätte. Freilich war ihre Stimme schwer und eigentlich nur für klassische Musik gebildet, aber der Direktor rechnete im Stillen, daß dieser neu aufgehende Stern ihm kein kleines Stück Geld einbringen könne und wenn er seinem Theater auch nur kurze Zeit leuchte, so verleihe er seinem Namen doch dauernden Glanz, sobald es bekannt wurde, Direktor Böhner habe die neue Sängerin entdeckt, die gegenwärtig als Brünhild oder Sieglinde alle Welt entzückt. Denn das sah er im Geiste voraus, diese phänomenale Stimme sei wie keine andere berufen, die Lehren des neuen Musikpropheten in die Welt hinauszutragen, aber vorläufig gehörte sie noch ihm und die vielversprechende Sängerin war bis jetzt ein halbes Kind, das auf der Bühne nicht stehen und gehen konnte und sie mußte froh sein, wenn er ihr die Hand reiche, sie auf den Brettern einzuführen, die für sie gewiß eiue große Zukunft bedeuteten.

Die Sängerin hatte geendet, das Auditorium klatschte Beifall, der Direktor küßte ihr die Hand. „Fräulein Wiede-

mann," rief er — Sie bleiben bei uns! In acht Tagen singen Sie die Lange, über das Geschäftliche reden wir nach der ersten Vorstellung. Für jetzt besprechen Sie sich mit der Garderobiere über die Kostümfrage, dann aber müssen Sie sehr fleißig sein, denn wir haben bis zur Aufführung jeden Tag Probe."

„O unbesorgt —" lachte die Sängerin, „an mir wird es gewiß nicht fehlen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit zu einem dramatischen Versuche geben. Bin ich nun entlassen?" — fügte sie hinzu, indem sie ihre Noten in das mitgebrachte Futteral packte.

Der Direktor nickte und drückte ihr freundschaftlich die Hand. An der Thür rief er sie noch einmal zurück: „Noch eins, liebes Kind, wie sind Sie denn eigentlich mit Fräulein Kraus bekannt geworden?"

„Sehr einfach, sie wohnt in unserem Hause und da sie sehr hübsch und liebenswürdig ist, so mache ich ihr den Hof."

„Ah, Sie machen ihr den Hof?" riefen die Herrn im Chorus, offenbar sehr belustigt.

„Gewiß, und nachdem ich ihr neulich ein paar Lieder vorgesungen hatte, that sie sehr entzückt und überredete mich, mein Glück auch beim Theater zu versuchen."

„Und sie that sehr recht daran" — fiel ihr der Direktor lebhaft in die Rede — „Fräulein Kraus empfahl Sie mir auf's wärmste. Sie erzählte mir unter anderem auch, Sie wären eine ebenso großartige Amazone. — Ist das so?"

„O ich reite jedes Pferd, das wildeste! — Soll ich Ihnen heute Fensterpromenade reiten?"

„Um Gotteswillen nicht! Das ist's ja, was ich Ihnen noch sagen wollte. Dieses Dahinjagen in rauher Luft ist der Stimme absolut schädlich. Unterlassen Sie es wenigstens so lange, bis die erste Vorstellung der Angot vorüber ist. Versprechen Sie es mir?"

„Nun, ich will sehen, was ich für Sie thun kann. Versprechen werde ich es nicht, denn ich weiß nicht, ob ich mein Versprechen halten könnte. Adieu, Herr Direktor, besten Dank für die freundliche Aufnahme! — — Was Sie betrifft, mein Herr" — wandte sie sich an Hüttling — „so denke ich, Sie haben mich jetzt durch Ihr Fensterglas so lange angestarrt, daß es für die Dauer unseres Engagements genügen dürfte. Meinen Sie nicht? Ich empfehle mich, meine Herrn!

Sie ging lachend zur Thür, die Zurückbleibenden schauten ihr verduzt nach. Im Moment, als sie die Schwelle überschritt, stieß sie mit einer jungen Dame zusammen, die ebenso rasch eintreten wollte.

„Bertha!"

„Lydia!"

„Ich komme also zu spät, Sie haben schon Probe gesungen?"

„Viel zu spät. War e r wieder da, gelt?" — fügte die Sängerin im Tone höchster Entrüstung hinzu, dabei kniff sie die Andere in den Arm, daß diese einen kleinen Aufschrei nicht unterdrücken konnte, und fort ging es, wie der Wirbelwind die Treppe hinunter.

Die Neuangekommene war ein reizendes Blondinchen, so recht das Gegenteil von Bertha Wiedemann, klein,

zierlich, sylphenartig — es war Fräulein Kraus, die erste Tänzerin des Theaters.

„Liebste Kraus“ — rief ihr der Direktor entgegen — „was haben Sie uns denn da eigentlich empfohlen?“

„Wie — hat Bertha nicht eine großartige Stimme?“

„Unbestritten — aber ihr Wesen, die ganze Person — und bei solcher Jugend — das wird ja ein Teufelsweib, wenn die sich so fortentwickelt.“

„Ja, sie ist sehr originell“ — lachte die Tänzerin.“

„Ein wenig naseweis“ — sagte Hüttling pikiert.

„Ei, hat sie Ihnen auch eine Sottise an den Kopf geworfen? Machen Sie sich nichts daraus, das ist so ihre Art.“

„O wir kennen schon das Mittel, womit junge weibliche Wildfänge gezähmt werden“ — sagte Hüttling selbstgefällig.

„Wenn Ihr Mittel nur nicht fehlschlägt, Bertha hat noch eine sehr geringe Meinung von der Liebe!“

„Ah bah, das kommt schon.“

„Nun“ — ergriff der Direktor das Wort — „Ihr Schützling bleibt vorläufig bei uns und je nach dem Erfolge seines ersten Auftretens werden wir Kontrakt machen.“

„Das freut mich, ich habe es jedoch nicht anders erwartet. — Übrigens führt mich eine persönliche Angelegenheit zu Ihnen, Herr Direktor“ — — sie zögerte und sah die anwesenden Herren an. Der Kapellmeister empfahl sich sofort, doch Hüttling meinte, er habe Zeit zu warten und wolle Fräulein Kraus gern die Vorhand lassen, aber diese sagte so bestimmt, sie müsse mit dem Direktor unter vier Augen sprechen, daß ihm nichts anderes übrig blieb als gleichfalls das Bureau zu verlassen.

„Aber Ihre Angelegenheit, Herr Hüttling?“ — frug der Direktor gutmütig.

„O das hat keine Eile, ich komme schon gelegentlich wieder herauf.“

In Wahrheit suchte er nur immer nach Vorwänden, das Direktionsbureau belagern zu können und seine kleinen Intriguen anzuzetteln.

Sobald sich die Tänzerin mit ihrem Vorgesetzten allein sah, warf sie sich graziös in einen Stuhl und ließ alle Mienen der Koketterie springen. Der alternde Herr war dafür bekannt, daß er hübschen jungen Mädchen nichts abschlagen konnte, er setzte sich zu ihr und ergriff zärtlich ihre Hand. Sie warf ihm eine ganze Batterie schmachtender Blicke zu, dann sagte sie ohne jede Einleitung:

„Herr Direktor, ich komme um nichts geringeres als mir Ihre Einwilligung zu meiner Heirat zu erbitten.“

Der Direktor sprang auf, das ging ihm doch über den Spaß. Eine Tänzerin, eine so hübsche junge Tänzerin und heiraten! Der Liebling des Publikums heiraten, Taille verlieren, Monate lang der Bühne ferne sein, schwerfällig werden, Kinder spazieren führen wie eine Bonne — — das alles sah er im Geiste vor sich und sein sonst so freundliches Gesicht bewölkte sich.

„Aber Fräulein Kraus“ — sagte er ärgerlich — „kommen Sie mir schon wieder mit dieser alten Geschichte?“

„Diesmal wird's Ernst — entweder Sie geben mir Ihre Einwilligung oder ich muß um meine Entlassung einkommen.“

„Sie müssen, müssen! Aber, beste Kraus, Sie sind doch keine Sklavin, wer zwingt Sie denn dazu?"

„Ohne Frage mein Bräutigam. Ich kenne ihn nun schon drei Jahre, er will nicht länger warten, ich soll wählen zwischen ihm und dem Theater."

„Nun, so wählen Sie doch das Theater!"

„Ja, bester Herr Direktor, das ist leicht gesagt, aber man trennt sich doch auch nicht so ohne weiteres von einem Manne, der uns drei Jahre lang treu gewesen. Drei Jahre — wissen Sie, das ist schon eine seltene Summe und dann steht auch meine Familie hinter mir, die es mir nie verzeihen würde, eine so gute Partie ausgeschlagen zu haben.

„Ach was — gute Partie — Sie vernichten Ihre Carriere, als Künstlerin sind Sie verloren!"

„Verehrter Herr Direktor, warum denn? Waltrop hat mir erlaubt bei der Bühne zu bleiben."

„Das lohn' ihm der Teufel! Ich sage Ihnen, er hätte gar kein Recht, Sie der Bühne zu entziehen. Eine Künstlerin soll keinem einzelnen angehören, sie ist Gemeingut — — das heißt" — verbesserte er sich — „sie gehört in erster Linie der Kunst an, wollte ich sagen. Wer sie diesem hohen Priesterdienste entzieht, der bestielt die Kommune — ich will sagen das große Allgemeine, das Publikum. — Wenn Sie eine Sängerin, eine Schauspielerin wären, ich wollte ja nichts dagegen einwenden, aber eine Tänzerin! Die geborene Anmut! Eine leichtfüßige Bajadere! Eine Blume, der jeder Hauch schaden kann" — — seine Stimme klang ordentlich schmelzend — „und nun der rauhen Willkür des Mannes preisgegeben — — haben Sie denn das alles bedacht?"

Die Tänzerin hatte sich alle Mühe gegeben, bei dieser sonderbaren Rede ihres Chefs nicht laut aufzulachen, nun entgegnete sie lustig:

„Ereifern Sie sich nur nicht so, lieber Herr Direktor, ich will Ihnen nur gestehen, ich bin selbst von dem Heiratsprojekt nicht sonderlich eingenommen, ich habe dies auch meinem Bräutigam gesagt — — weshalb denn? Es war ja so auch ganz hübsch — — aber er besteht darauf und wenn der sich etwas in den Kopf setzt, dann führt er es aus und wenn die Hölle gegen ihn aufstände. Unter uns — — ich glaube, er heiratet mich überhaupt nur aus Trotz gegen seine reichen Verwandten, die es nicht leiden wollen."

„Aber Kind, Kind, in diesen Abgrund wollen Sie stürzen, mit solch leichtfertigen Gedanken eine Ehe eingehen? — Ich rate Ihnen entschieden ab, ja, ich hätte gute Lust, es Ihnen geradewegs zu verbieten."

„Das würde Ihnen nichts helfen, denn in diesem Falle wäre ich genötigt, meine Entlassung zu nehmen." — Sie erhob sich auf den Zehenspitzen, legte ihre Hand vertraulich auf des Direktors Schultern und sagte ihm ein Wörtchen in's Ohr, ein kleines Wörtchen nur, aber es verfehlte seine Wirkung nicht.

„Leichtsinniges junges Volk" — murmelte er — „wann soll die Hochzeit sein?"

„Sobald alles in Ordnung ist, in längstens vierzehn Tagen."

„Gut — Sie haben die Bewilligung und meinen Wunsch, daß Sie es nie bereuen möchten."

„Danke schön, Herr Direktor," versetzte die Tänzerin munter, „es wird so schlimm nicht werden und wenn —

so hat das Gesetz immer noch ein Hinterthürchen, durch das man entwischen kann — so sagt wenigstens mein Bräutigam."

„Leichtsinniges Volk" — murmelte der Direktor abermals und sah ihr nach, wie sie munter davonhüpfte.

„Das sind nun die Mütter einer künftigen Generation, das die Ehen, auf denen sich unsere Gesellschaft aufbaut. Ah bah! Wer heiratet aber auch eine Tänzerin! — Das heißt — verteufelt hübsch ist die Kleine, ich begreife, daß man sich in sie verliebt — aber heiraten — na, was geht's im Grunde mich an!" — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Bertha Wiedemann war mittlerweile nach Haus gekommen, hatte die Thür des Wohnzimmers aufgerissen und stand lachend und gestikulierend vor ihrer versammelten Familie.

„Ich werde singen, in acht Tagen werde ich singen!" rief sie, ihre Musikmappe schwenkend. „Die haben Augen gemacht, wie ich loslegte; ich war aber auch kolossal bei Stimme!"

Die Schwestern beglückwünschten sie herzlichst, die Mutter nahm ihr freudestrahlend den Mantel ab und nötigte sie zu Tische, der Vater allein stand abseits von der fröhlichen Gruppe am Fenster und sah sorgenvoll den ziehenden Wolken nach. Es war ein stattlicher Mann mit stark ergrautem Haar und Bart, ein ehemaliger Förster, der sich nur schwer an das Stadtleben gewöhnen konnte, nie ein Theater betrat und dem es durchaus nicht in den Kopf wollte, daß seine Bertha, sein Lieblingskind, diese gefährliche Laufbahn einschlagen würde. Die Familie hatte

bis vor kurzem auf dem Lande gelebt. Dort bewohnten sie ein reizendes Haus mitten im Walde, Bertha hatte sich mehr als ihre Schwestern an den Vater attachiert, war mit ihm zur Jagd gegangen, kurz geschürzt, die Flinte über der Schulter, oder sie ritt mit ihm in die Umgegend, weder Graben scheuend noch Bach — eine kühne Amazone. Die Mutter teilte sich mit den Töchtern in die Pflichten des Haushaltes und es blieb ihr noch so viel Zeit übrig, diesen eine Gouvernante zu ersetzen, denn fein erzogen und selbst pädagogisch gebildet, wie sie war, unterrichtete sie ihre Kinder, ebenso in den modernen Sprachen wie in allen weiblichen Handarbeiten. Von ihrer Mutter hatte Bertha das meisterhafte Klavierspiel und nur ihr allein verdankte sie auch die Ausbildung ihrer schönen Altstimme. Es war ein musterhaft geregelter Haushalt in dem kleinen Forsthause. Die Schwestern wechselten ab in der Besorgung der Küche und des Gartens und es waren ihrer gerade so viele, daß jede nur einmal in der Woche an die Reihe kam. Die Mutter duldete keine Ausnahme und traf Bertha's «jour fixe», wie sie selbst scherzend sagte, so stand sie ebenso gut am rauchenden Herde wie die andern — eine kühne Diana mit Schürze und Kochlöffel. Der Forstmeister konnte sich in dieser Umgebung sehr glücklich fühlen: er hatte eine Frau, die er vergötterte, Kinder, die geistig und leiblich gleich gut geraten waren und das Umherstreifen in der freien Gottesnatur erhielt ihn fröhlich und jung. Da traf ihn eines Tages das Unglück, bei einer fürstlichen Treibjagd von einem unvorsichtigen Schützen in den Fuß geschossen zu werden, er mußte um seine Pensionierung einkommen und siedelte mit seiner zahlreichen Familie nach der Stadt über,

in eine Mietskaserne, wie er unmutig sagte. In Wahrheit bewohnte er eine freundliche Parterrewohnung und hatte sogar ein ganz kleines Gärtchen vor dem Hause — aber was war das für den Mann, der zwanzig Jahre lang den Wald wie sein Eigentum beherrscht hatte! In der Stadt hatten sich zudem die Ausgaben vermehrt und das Einkommen verringert, die Mädchen waren freilich noch ebenso fleißig in der Küche und stichelten und plätteten drauf los, aber wenn sie sich auch die Kleider selber nähen konnten, die Stoffe mußten doch gekauft werden und schließlich sollten die armen Dinger doch auch Männer bekommen — — dem Vater eröffnete sich eine trostlose Perspektive von Bällen und Konzerten und er wurde von Tag zu Tag mißmutiger. Da lernte Bertha die Tänzerin Kraus kennen, die im gleichen Hause wohnte. Eines Tages begegnete sie ihr im Hausflur und ganz verblüfft von der zierlichen blonden Erscheinung und gewohnt alles zu äußern, was sie im Herzen fühlte, sagte sie der Tänzerin einige Artigkeiten, wie das sonst nur ein verliebter junger Mann zu stande bringt. Diese erwiderte mit einem Lobe auf Bertha's Stimme, der sie stets mit Vergnügen lausche. Die beiden Mädchen wurden in der Folge vertrauter und eines Tages überraschte Bertha ihre Eltern mit dem Plane, zum Theater gehen zu wollen, ungeheueres Geld zu verdienen, die Schwestern auszustatten und den Eltern ein kleines freundliches Landhaus zu kaufen — — das stand in ihrem Köpfchen alles schon fix und fertig da.

Der Alte schien diesen Zukunftsbildern nicht recht zu vertrauen, denn wie er so sorgenvoll am Fenster lehnte und nach den Wolken sah, dachte er sicher an kein Landhaus.

Bertha bemerkte dies jetzt erst, sie sprang auf und legte schmeichelnd ihre Arme um seinen Hals.

„Was giebst Du Dich so trüben Gedanken hin?“ — sagte sie — „Du wirst sehen, es war eine glückliche Idee. So kann's nicht länger fortgehen und da Du keine Söhne hast, die für Dich Geld verdienen, nun so müssen es eben Deine Töchter thun.“

Er strich liebkosend über ihren Scheitel: „Der Gedanke ist nicht eben tröstlich für einen Vater.“

„Was fürchtest Du denn? Ich fühle eine Armee in meiner Faust — nein, Spaß bei Seite, ich habe Mut! Die Leute sagen, ich hätte ein Kapital in meiner Kehle, weshalb sollte ich es dort unverzinst liegen lassen?“

„Kind, ich fürchte Dein Temperament, Dein leidenschaftliches Wesen. Glaube mir, Du bist nicht von dem Holze, aus dem Bühnenheldinnen geschnitzt werden.“

„Laß es mich nur erst versuchen, Vater! O komm, sei fröhlich! Was gilt die Wette? Du selbst wirst noch stolz sein auf Deine geliebte Bertha. — O ich seh Dich schon wie ein echter Theatervater lange vor der Vorstellung im Foyer umherstolzieren und jeden Fremden ansprechen, um ihm zu versichern: so wie meine Tochter singt doch keine.“

Alle lachten, Bertha sprang übermütig zum Klavier und spielte ein paar Takte jener kecken Operettenarie, die sie heute im Direktionsbureau zur Probe singen mußte, bis die Mutter mit der Suppenschüssel kam und dem Konzert ein schnelles Ende machte. Das kleine Mittagsmahl verlief in heiterster Stimmung und als Papa nach seinen Zeitungen griff, setzten sich die Schwestern in das Vorgärtchen, um

sich von Bertha noch einmal alle Details des denkwürdigen Vormittags berichten zu lassen.

„Das Schwierigste ist für jetzt nur das Kostüm. Ihr müßt nämlich wissen, daß an Stadttheatern nur die männlichen Kostüme von der Direktion geliefert werden, die Damen haben solche aus eigenen Mitteln zu bestreiten," — sagte Bertha, indem sie ein koloriertes Bildchen aus der Tasche zog — „da — seht Euch dies genau an, so soll ich aussehen. Die Garderobiere hat mir das Bild geliehen, sie wollte mir als Anfängerin ausnahmsweise auch ein paar bunte Lappen aus der Theatergarderobe borgen, aber ich dankte dafür."

„Recht so" — riefen die Mädchen unisono — „unsere Bertha soll schön sein, wir werden schon Rat schaffen."

„Laßt mal sehen" — sagte Käthe, die älteste, indem sie sich des Bildchens bemächtigte — „Angot spielt zur Zeit des Direktoriums, kurze Taille, hohe Frisur, viel Schmuck und Federn, im ganzen eine graziöse Tracht. Die Dame auf dem Bilde ist in Blau."

„Bertha muß meergrün tragen, die Farbe steht ihr gut zu Gesicht."

„Die Robe ist das wenigste, wir nähen sie selbst und für den Stoff werden unsere Spargelder schon aufkommen. Aber der Schmuck, das blitzende Diadem, die Spangen und Ketten, seht doch nur, vom Oberarm bis an die Hüfte! — vor allem — wie viel bares Geld haben wir? Wenn das festgestellt ist, können wir erst weiter beraten."

Die Mädchen sprangen davon und kamen mit diversen Schächtelchen und Porzellanbüchschen zurück, deren Inhalt sie fröhlich Käthen in den Schooß schütteten. Mein

Gott, wie viel Erinnerungen hingen daran! Die Patenthaler, die Geburtstagsgaben von den Großeltern, wertvolle Münzen für außergewöhnliche Schulpreise — o die Schwestern waren reich! Käthe zählte nahezu an hundert Mark, Bertha jubelte und meinte, dafür könne sie sich wie eine Königin aufputzen. Die älteste saß auf niederem Tabouret, die andern standen um sie herum und steckten die Köpfe zusammen, als ein freundliches „Guten Tag", über den Gartenzaun gerufen, sie aus ihren Betrachtungen aufschreckte. Draußen an der Weißdornhecke hielt ein stattlicher Reiter, schon ein älterer Mann, aber elegant in der Erscheinung und sah freundlich auf die liebliche Mädchengruppe. Sein Pferd legte den Kopf auf den Gartenzaun und that wie sein Herr. Mit einem Freudenschrei sprang Bertha darauf los und liebkoste das kluge Tier, die Schwestern bewillkommten einstweilen in dem stattlichen Reiter einen Freund ihrer Eltern, den Grafen Seefeld.

„Was treibt Ihr denn, Ihr Mädchen?" sagte dieser lachend, „was soll denn das viele Geld? Ihr wollt doch keine Spitzederbank errichten?"

„Wer weiß, Herr Graf" — scherzte Bertha, doch die ernstere Käthe berichtigte: „Wir steuern damit unsere Bertha aus, sie geht zum Theater!"

„Also wirklich durchgesetzt?"

„Ja — und schon in acht Tagen singe ich!"

„Bravo, das nenn ich kühn vorwärts gehen! Ah — nun versteh' ich, die Damen halten Kostümbesprechung, wie ich aus jenem Figurinenbildchen ersehe, und jede von den Schwestern steuert ihr Scherflein bei zur Verwirklichung einer jedenfalls königlichen Idee. Da müssen Sie mir, als Ihrem

ältesten und ergebensten Freunde, schon auch erlauben, einen kleinen Beitrag zu leisten."

Er schüttete den Inhalt seiner Börse auf die Handfläche und hielt diese über den Zaun. Bertha sah ihn einen Augenblick starr an, während eine glühende Röte ihr Gesicht überzog, dann griff sie nach ihrem Sonnenschirmchen und schlug damit auf des Grafen Hand, daß die Goldstücke lustig im Gärtchen herumkollerten.

„Aber Schwester! Bertha!" — riefen die Mädchen verweisend und bückten sich, die Entflohenen einzusammeln. Die Attentäterin jedoch lachte jetzt fröhlich auf: „Sie dürfen nicht böse sein, Herr Graf, das war verdient!"

„Aber ich dächte doch, einem so alten Freunde Ihrer Familie wäre es gestattet —"

„Auch nicht dem ältesten, auch nicht, wenn Sie Methusalem's Alter hätten. Und nun gehen Sie in sich, verehrter Freund, und gestehen Sie, daß diese Altersphrase eigentlich ein kleiner Schwindel ist. Mir erscheinen Sie gar nicht alt, Sie sind stolz und stattlich, ein kühner Reiter, ich wünschte mir im Leben keinen jüngeren Cavalier."

Da sie sah, daß der Graf immer noch ein verdrießliches Gesicht zeigte, bot sie ihm freundlich die Hand: „Da — nicht mehr böse sein — ich war unartig, aber Sie waren's auch, Punktum, Streusand d'rauf. Wissen Sie was, bester Herr Graf, machen wir zusammen einen Spazierritt, da erzähle ich Ihnen dann Alles, was ich heute erlebt habe, und enthülle Ihnen meine Zukunftspläne — o Sie werden sehen, Sie unterhalten sich ganz famos, aber — von der dummen Geschichte darf nicht mehr gesprochen werden!"

Der Graf machte gute Miene zum bösen Spiel und

schlug in die dargebotene Hand, während die Mädchen sich auf den Zehenspitzen erhoben, um ihm die entfallenen Münzen heimlich in die Rocktasche zu schieben.

„Reiten Sie voraus zu Fränkel und lassen Sie mir die Odaliske satteln" — rief Bertha, während sie in's Haus eilte — „ich ziehe mich nur rasch um und fahre dann per Droschke dorthin." — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später stand der Direktor des Stadttheaters am offenenen Büreaufenster und sah den blauen Wölkchen seiner Havanna nach, als ihn das Galoppieren zweier Pferde auf dem harten Macadampflaster aus seinen Träumereien aufschreckte. Ein Herr und eine Dame jagten vorüber, die Dame sah zu ihm hinauf und grüßte mit der Reitgerte, ihr blauer Schleier flatterte lustig im Winde. Im ersten Augenblick konnte sich Direktor Böhner gar nicht entsinnen, wo er die kühne Reiterin schon gesehen, aber plötzlich schien ihm ein Glühlämpchen aufzudämmern. „Satansweib" — murmelte er — „trotzdem ich sie heute Morgen erst davor gewarnt — o ich kann unbesorgt sein, die ist zur Primadonna geboren. Aber — sie wird meinem alten Kopf nicht wenig zu schaffen machen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

2.

Die neue Operette bot Direktor Böhner doch größere Schwierigkeiten, als er geglaubt hatte. Es waren mittlerweile vierzehn Tage verstrichen und morgen sollte endlich die erste Vorstellung stattfinden. Für morgen war auch die Hochzeit von Fräulein Kraus festgesetzt und zwar in aller Stille: um elf Uhr Trauung auf dem Standesamte, dann Dejeuner in einem feinen Restaurant, wobei außer dem Brautpaar niemand zugegen sein sollte, als die beiden Zeugen, Schulfreunde des Bräutigams und nunmehr junge Kaufleute in einem benachbarten Städtchen, nach dem Dejeuner Spazierfahrt in die Umgegend, abends Besuch der neuen Operette und hierauf Souper im Hause der Neuvermählten, wozu man ebenfalls nur die Zeugen und Fräulein Wiedemann geladen hatte — das war alles. Die Hochzeitsreise wurde auf später verschoben, da der Direktor erklärte, seine erste Tänzerin momentan nicht entbehren zu können, und eine größere Hochzeitsfeier zu veranstalten, widerstrebte dem Bräutigam, der sich seiner Lydia wegen mit sämmtlichen Verwandten brouillirt sah. Woher hätte er die Gäste nehmen sollen? Vom Theater? Das wollte er nicht und aus seinen Kreisen — das wollten sie nicht, er wußte das recht gut. Dem armen Bräutigam war einigermaßen katzenjämmerlich zu Mute. Er liebte seine Lydia herzlich,

soviel ist sicher, auch sehnte er sich nach einem eigenen Heim, nach einer glücklichen Ehe, wie er sie im Vaterhause, bei Lebzeiten seiner Eltern, so schön vor Augen hatte — nun kannte er die Tänzerin allerdings schon geraume Zeit, aber sie hatten sich doch immer nur auf Stunden gesehen, er zeigte sich stets liebenswürdig und generös gegen das junge Mädchen und sie war ihm ein guter Kamerad, versorgte ihn mit amüsantem Theaterklatsch und bewies sich in den drei Jahren anhänglich und treu — mehr als man füglich von einer gefeierten Tänzerin erwarten kann. Wie es mit ihrem Geiste, wie es mit ihrer Herzensbildung aussah, davon hatte der Bräutigam trotz langer Bekanntschaft nur einen unklaren Begriff und in seinem Kopfe stiegen heute, am Vorabend der Hochzeit, manch bange Zweifel auf, ob er das schwer erkaufte Glück auch wirklich finden werde.

Lydia war koquett, aber nicht im mindesten berechnend. Sie hatte in ihrem Verhältnisse niemals eine legale Verbindung angestrebt und war selbst im höchsten Grade überrascht, als ihr Robert nach einer stürmischen Unterredung mit seinen Verwandten sagte: „nun wird geheiratet.“ — Zeigte sich die liebe Verwandtschaft weniger gehässig gegen die hübsche Tänzerin, so hätte sich das Verhältnis vielleicht noch ein Jährchen hingezogen, um sich dann in Freundschaft und Nebeldunst aufzulösen. So aber empfand es der junge Mann wie eine Ehrenpflicht, die Geliebte gegen eine Welt von Basen und Vettern zu vertheidigen. Aufbrausend und durch den Widerspruch gereizt, verließ er grollend das väterliche Haus, zog sein Kapital aus dem Geschäfte der Brüder und traf energische Anstalten, die vielgeschmähte Lydia als Gattin heimzuführen.

Bertha war auf dem Weg zur Generalprobe eben noch rasch zur Braut hinaufgehuscht, um sich die neue Einrichtung anzusehen, den kostbaren Schmuck, den der Bräutigam gesandt, und das Kostüm für die standesamtliche Trauung. Es war ein perlgraues Seidenkleid, gleiches Hütchen und gleiche Handschuhe, alles sehr chik, haute nouvauté de Paris, aber Bertha schüttelte doch mißbilligend den Kopf.

„Kein weißes Kleid, kein Schleier, keine Myrthenkrone?"

„Aber seien Sie doch nicht so entsetzlich altmodisch" — fiel ihr die Tänzerin in die Rede, „das würde sich für eine standesamtliche Trauung gar nicht schicken. Ja, wenn man hernach in die Kirche geht —"

„Nun — thun Sie denn das nicht?"

„Aber wozu denn? Das ist doch jetzt nicht mehr nötig."

„Ach so — und Ihre Frau Mutter kommt auch nicht zur Trauung hierher?"

„Nein, sie lebt in Galizien, die Reise ist zu anstrengend, ich glaube auch nicht, daß Robert dieses Opfer sonderlich hoch anschlüge, nun — seine Eltern sind beide tot und seine Verwandten" — sie lachte laut auf — „an den Pranger würden sie mich gewiß gern begleiten, aber nicht an den Altar."

„Also keines Priesters Weihe, keines Vaters, keiner Mutter Segen? Aber mein Gott, das ist ja entsetzlich traurig!"

„Das find' ich gar nicht, alles Einbildung, wer weiß ob Sie einst Ihre Heirat nicht ganz unter ähnlichen Umständen schließen, wie ich die meine."

„Ohne der Eltern Segen? Nie!"

„Pah, die Liebe fragt viel nach den Eltern!"

„Nie, nie!“ — rief Bertha noch einmal aufgeregt und rannte die Treppe hinunter, ohne auch nur adieu zu sagen. Vor ihren geistigen Blicken erschien das Bild eines jungen Mannes, ein blasses slavisches Gesicht mit intelligenten Zügen und mit dunklen Augen, die ihr tief in die Seele drangen. Diese Augen gehörten einem Schauspieler, der in Angot die Rolle jenes Offiziers spielte, der die Verschwörung entdeckt, eine kleine Rolle, die jedoch einen sehr eleganten Darsteller erfordert. Warum sie jetzt, auf ihrem Weg zur Probe, an ihn dachte? Machte er ihr den Hof? Nein, das konnte sie nicht sagen, sein Wesen war so achtungsvoll, so ganz anders, als das der meisten Kollegen. Auch sie fühlte sich ihm gegenüber wie verwandelt, sie, die stets Unerschrockene, zitterte vor seinen Augen und wußte nichts zu reden — wenn das — fragte sie sich nun — wenn das am Ende gar Liebe wäre? „Wer weiß, ob Sie sich nicht unter ähnlichen Umständen verheiraten,“ hatte die Tänzerin gesagt, das ging ihr nicht aus dem Kopf. Eduard Richter war Jude, sie wußte das, und der Vater würde nie zugeben — — — „Unsinn!“ — sagte sie auf einmal ganz laut, ich träume mit offenen Augen, aber“ — setzte sie leiser hinzu — „ich will doch vorsichtig sein, sehr vorsichtig.“

Vor dem Theater stand eine Gruppe von Herren und Damen, die der freundliche Sonnenschein bis zur letzten Minute vor der Thür festhielt, eben gesellte sich ein hübscher junger Mann dazu, trotz der frühen Jahreszeit schon in leuchtender Sommertoilette, Veilchen im Knopfloch und auch die Taschen seines Ueberziehers gefüllt mit Veilchensträußen, die er mit höchst „stylvollen“ Bemerkungen den Damen überreichte.

„Der Schönsten das Schönste" — sagte er, indem er auf Bertha zutänzelte und setzte dann in schnarrendem Berliner Jargon hinzu: „Theater jewesen, Plätze vorjemerkt, Handschuhe jekooft — Krokodilleder, daß se nich platzen" — er machte dabei die Bewegung des Applaudierens — „wird jroßartig — schneidig!"

„Das ist alles sehr nett von Ihnen, Herr Doktor," scherzte Bertha, „aber schicken Sie mir übermorgen ja nicht die Handschuhrechnung."

„Doktor" hatte Bertha gesagt, der genannte Herr war also kein Kollege des schneidigen Reif von Reiflingen, auch nicht etwa der Theaterarzt oder ein Literat, der Komödien verbrach, sondern ein sehr beliebter und gesuchter Rechtsanwalt, der gleichwohl auf seine Fahne schrieb: „in arte voluptas."

Es gab zwar in jenem süddeutschen Städtchen eine Menge böser Menschen, die behaupteten, daß der hübsche schneidige Doktor unter „Kunst" nur die Künstlerinnen verstehe und zwar, meinten sie, er mache nicht viel Unterschied — —

„Ob sie Tänzerinnen, ob sie Sängerinnen,
Ob sie Reiterinnen, ob sie Springerinnen" —

— — ach diese bösen Menschen! sie mißdeuten selbst die edelsten Triebe!

Die Klingel des Inspizienten ertönte und brachte Bewegung in die Gruppe. Doktor Helmer wurde verabschiedet und plaudernd und trällernd erstiegen die allezeit munteren Leutchen die zum Bühnenraum führende Treppe.

„Anfangen! Anfangen!" — rief der Regisseur heftig — „wo bleiben denn die Herrschaften so lang?"

„Wir sind längst hier, wir standen nur vor der Thür" — wird ihm von verschiedenen Seiten erwidert.

„Wir probieren aber doch auf der Bühne und nicht vor der Thür."

Der Herr Regisseur scheint heute nicht in der rosigsten Stimmung. Sehr begreiflich. Die erste Aufführung eines neuen Stückes hat mannigfache Aufregungen im Gefolge und ein Regisseur ist für so vieles verantwortlich. Ihm wird es zur Last gelegt, wenn ein Schauspieler schlecht memoriert, wenn der Souffleur zu laut ist, wenn die Aveglocke nicht zur rechten Zeit ertönt, wenn ein unglückseliger Arbeiter, bei einer Verwandlung mitten im Walde, ein rotes Plüschsofa von der vorigen Dekoration stehen läßt, alles, alles was passieren mag, wird dem armen Regisseur in die Schuhe geschoben, kein Wunder also, wenn dieser im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit nicht immer Honig auf den Lippen hat.

Der Kapellmeister klopfte auf sein Pult, das Orchester spielte die Ouvertüre — der Vorhang ging auf. Wenn nun aber auch auf der Bühne ernst probiert wurde, so ging es dafür hinter den Coulissen desto heiterer zu und der Inspizient sah sich genötigt, manchen Schuldigen auf den Strafzettel zu setzen. Die Damen und Herren des Schauspiels hatten sich aus Gefälligkeit bereit erklärt, in der großen Ballszene des dritten Aktes mit zu statieren. Bis dahin war noch lange Zeit und sie verkürzten sich diese mit Scherzen und Anekdoten. In der ersten Coulisse rechts vom Zuschauerraum saßen drei blühend schöne Mädchenerscheinungen, Kathi Fichtmann, eine schlanke Brünette mit Augen, die wie glühende Kohlen hinter dem goldgetupften Halbschleier hervor glühten, eine orientalische Schönheit, von

der man sich erzählte, sie liebe es, in sehr decolletiertem Zustande vor dem Spiegel zu sitzen, um sich zu bewundern — eine schwarze Nana. Paula Burger, ebenso groß, wenn auch nicht so schlank, eine üppige Erscheinung in Goldblond, mit einem Hütchen, einem Schirmchen, einer Toilette — hypermodern, die ganze Person wie herausgeschnitten aus dem Journal amusant. Diese junge Dame galt der Gesellschaft als kompetent in Modeangelegenheiten, ich glaube, sie konnte dem Entwurf eines neuen Kleides schlaflose Nächte opfern, jedenfalls trug sie ihre „erotischen" Toiletten mit Chik und Eleganz. Nummer 3 — ein kleines zartes Persönchen, Marie Dönniger, nicht annähernd so schön, wie die beiden Erstgenannten, aber nicht minder pikant. Sie war heute ganz in Schwarz gekleidet, das Gesichtchen blaß mit elegischem Augenaufschlag. Ein lang aufgeschossener dünner Mensch, im übrigen ein sehr talentvoller Komiker, von den Kollegen kurzweg der Windhund geheißen, in der That hatte seine Gestalt mit diesen langgestreckten Thieren einige Ähnlichkeit, dieser Spaßvogel also erzählte eben den Umstehenden, Fräulein Dönniger habe sich gestern zum dreißigsten male verlobt, der Glückliche heiße Emil und da er Handlungsreisender sei, so habe man gegründete Hoffnung, daß die Verlobung doch so lange dauern werde, als die neue Cigarrenreise des Unglücklichen, also mindestens drei Wochen. Die besprochene junge Dame lächelte blos und ihre schmachtenden Augen hingen am Schnürboden, als ob sie dort die lieblichsten Bilder erblickten. Der lange junge Mensch riß einem zunächst stehenden Kollegen den Regenschirm aus der Hand, zupfte daran herum, wie auf einer Guitarre und sang, von dem Anblick der drei Grazien begeistert, mit

heller Stimme eine Romanze, die er das Vergißmeinnicht betitelte, die aber ihrem Inhalte nach im schnödesten Gegensatze zu diesem poetischen Titel stand. Er begleitete den Gesang mit so komischem Gesichterschneiden und solch merkwürdigen Gliederverrenkungen, daß die Zuhörer in lautes Gelächter ausbrachen. Der Regisseur sah sich genötigt abermals „Ruhe" zu gebieten.

„Aufg'schaugt!" — rief jetzt der kühne Romanzensänger im altbairischen Dialekt, — „Seine Durchlaucht Prinz Emir von Waldenfels!"

Er ging dem Neuangekommenen entgegen und küßte demütig den äußersten Zipfel seiner Rockschöße. Der also Begrüßte nahm weder von diesem Scherze noch von dem darauffolgenden Gelächter Notiz, ähnliche Witze erfreuten ihn Tag für Tag. Er stammte aus sehr distinguierter Familie und da er sich in der That zuweilen reserviert gegen seine Kollegen benahm, so erzählten diese Spaßvögel, der arme Emir leide an der fixen Idee Prinz zu sein. Jede Nacht träume er lebhaft von seiner prinzlichen Würde und wenn er dann Morgens zur Probe komme, könne er sich nur langsam entschließen, mit dem „Schauspielerpack" zu verkehren. Von Akt zu Akt aber schwinde sein Traum mehr und mehr, bis zum Schluß der Probe sei er zuweilen schon so herablassend, mit einem Kollegen in die Kneipe zu gehen.

Besagter Prinz also kümmerte sich um die Anwesenden in der That wenig. Doch bei Fräulein Belinde blieb er einen Augenblick stehen und erkundigte sich nach ihrem Befinden. „O Dank! Dank!" — lispelte diese — „mir ist wohl, aber mein süßer kleiner Bello hat den Schnupfen." — Thränen erglänzten dabei in ihren Augen, Waldenfels riet ihr, dem

süßen Pintscher Katarrhpillen zu geben, und nachdem sie sich das betreffende Rezept in allem Ernste erbeten hatte, wandte sie sich plötzlich zu den drei Damen in der ersten Coulisse.

„O sehen Sie doch dorthin, uns gerade gegenüber!" — flüsterte sie.

„Was giebt es denn da drüben?" — fragte die orientalische Schönheit, ohne sich auch nur einen Augenblick aus ihrer lässigen Ruhe zu erheben und die kleine Dönniger rückte den Kneifer fester auf ihre Nase.

„Aber sehen Sie denn nicht? Da drüben in der Coulisse links."

„Fräulein Wiedemann und Herr Richter," — sagte hierauf Paula Burger, — „was ist denn dabei Besonderes zu sehen?"

„Aber haben Sie denn nicht bemerkt, daß die beiden schon seit mehreren Tagen auffallend viel zusammen stecken?"

„Teufel, Sie haben recht," — rief nun auch die schöne Fichtmann, sich ermunternd, — „da entspinnt sich ein kleiner Roman."

„Erst 14 Tage bei der Bühne! Die hat's eilig!" — meinte Marie Dönniger, ihr Näschen rümpfend.

„Aber Kinder, Kinder, gönnt doch andern Leuten auch ihr Vergnügen!" — fiel Herr Bauer ein, dessen Bekanntschaft wir schon im Direktionsbureau machten. Wie er so plötzlich in den Kreis trat und sich direkt neben seinem langen dünnen Kollegen aufpflanzte, wirkte er schon durch den Kontrast ungemein erheiternd.

Drüben auf der linken Seite ging es nicht ebenso lustig zu. Bertha Wiedemann war nach dem großen Duett mit

Clairette abgegangen und ließ sich ermüdet auf einen Stuhl nieder, als sie sich plötzlich jenem Schauspieler gegenüber sah, an den sie auf dem Weg zur Probe so lebhaft gedacht.

„Guten Morgen, Fräulein!" — sagte er und sie erwiderte nichts, denn sie wußte, daß ihre Stimme zittern würde und sie schämte sich, eine Schwäche zu verraten, die sie jedesmal befiel, wenn Richter mit ihr sprach. Er faßte sie näher in's Auge.

„Sind Sie unwohl?"

„Nein."

„Zürnen Sie mir?"

„Gewiß nicht."

„Oder haben Sie zu den Trappisten geschworen?"

„Ich schone meine Stimme," — wollte sie in ihrer burschikosen Manier sagen, aber es kam doch ganz mädchenhaft heraus, wie es sonst nicht ihre Art war, weich, fast schüchtern.

„O dann verzeihen Sie!" — bat er und wollte sich zurückziehen, sie aber hielt ihn auf.

„Nein, bleiben Sie, es war eine dumme Ausrede, ich wollte nur nicht mit Ihnen sprechen, ja just mit Ihnen nicht. Ich bin so thöricht und albern, lachen Sie mich aus und kurieren Sie mich!"

„Bertha!" — rief er entzückt und streckte ihr beide Hände entgegen, sie machte eine Bewegung, als wolle sie dieselben fassen.

„Fräulein Wiedemann, Sie kommen gleich!" — rief in diesem Augenblick die Stimme des Inspizienten. Da preßte sie ihre Hände auf die Brust, atmete tief und wandte sich zum Gehen. Aber so schnell sie sich bewegte, Richter war

schneller als sie, ohne zu wissen, wie es kam, spürte sie einen Kuß, flüchtig wie Windhauch, auf ihrer Stirne.

„Bitte, noch einmal diesen Einsatz," — sagte der Kapellmeister, — „er war um eine Schwebung zu hoch."

Kein Wunder, Berthas Gedanken schwebten hoch, hoch und immer höher dem Himmel der Liebe zu.

„Es ist Ihnen wohl recht bange?" — fragte gutmütig die Darstellerin der Clairette.

„Bange — ach ja!"

„Das kann ich mir denken. So ein erstes Debüt ist keine Kleinigkeit."

„Ach so, von meinem Auftreten sprechen Sie? Nein, das ängstigt mich nicht, ich dachte an etwas ganz anderes."

Fräulein Lena schaute ihr verwundert nach. Sie, die mit Leib und Seele ihrem Berufe anhing, begriff nicht, wie man vor einem ersten Debüt überhaupt an anderes zu denken im stande sei. Fräulein Lena gehörte nicht zu jenen Theaterdamen, die viel von sich reden machen, sie zeichnete sich aus durch strenge Solidität und widerlegte so glänzend die Behauptungen gewisser Habitués, Künstlerinnen müßten ein ungebundenes Leben führen, um interessant zu sein, denn Fräulein Lena war eine bedeutende, allgemein beliebte Sängerin und ihre Aufführung hätte selbst einer Klosterjungfer zur Ehre gereichen können. Sie führte mit ihrer Schwester, die für sie kochte und schneiderte, einen höchst patriarchalischen Haushalt.

Die Spezies der tugendhaften Künstlerinnen ist beim Theater überhaupt nicht so selten vertreten, als man allgemein annimmt, aber die Verleumdung übt hier, wie nirgend anderswo, ihr geschäftiges Amt.

Während sie Bertha ganz verwundert nachschaute, nahte sich ihr der Tenorist, ein zierliches Kerlchen, mit graziösen Bewegungen und einschmeichelnder Stimme:

„Was sagte Ihnen denn unsere künftige Diva? Hat sie Ihnen auch eine ihrer berühmten Insolenzen an den Kopf geworfen?"

„Insolent?" — entgegnete die Sängerin, „ich begreife nicht, wie Ihr das nur Alle sagen könnt! Ich finde Fräulein Wiedemann im Gegenteil sehr höflich, — daß sie sich gewisse Vertraulichkeiten nicht gefallen lassen will, das kann ich ihr gar nicht verdenken. Sie haben sich bei ihr gewiß auch schon einen Korb geholt?"

„Fräulein Lena, ums Himmelswillen, sehen Sie doch diese Wiedemann an, jeder Zoll ein Dragoner. Wenn die so fortwächst, kann sie sich als Kolossalstatue einer Germania für das Niederwalddenkmal engagieren lassen, wenn die Schilling'sche nicht mehr genügen sollte. So — und nun bitte — sehen Sie mich an! Ich gehöre nicht zu den Größten, leider nein, auch nicht zu den Stärksten, — sollte ich mich der Gefahr aussetzen, von der göttlichen Diva, zur Strafe für mein kühnes Unterfangen, arretiert und in ihren Muff gesteckt zu werden?"

Die Sängerin lachte herzlich.

„Nein, nein" — fuhr der zierliche Ange Pitou fort, — „das ist nichts für mich. Ich halte mich an das Zarte, Weibliche — ach Fräulein Lena" — schloß er mit einem komischen Seufzer, — „wenn Sie wollten!"

Die junge Dame verdoppelte ihr Lachen: „Ich will, wenn Sie einmal vernünftig geworden sind. Da aber dazu

gar keine Aussicht vorhanden ist, so machen Sie sich auch weiter keine Hoffnung auf mich."

Der lyrische Tenor, Herr Seydl war, — was man so in der Kollegensprache einen „verfluchten Kerl" nennt. Wenn er abends in einem hübschen Kostüm steckte, war man versucht, ihn als Tragant-Puppe auf eine Torte zu stellen, so allerliebst sah er aus, und Spiel und Stimme paßten harmonisch zu seiner Erscheinung, alles lebendig, graziös, hinreißend! — „Ein Spielzeug für verwöhnte Frauen," — sagte verächtlich der dicke Komiker, wenn er das Paket zierlicher Briefchen betrachtete, das beim Theaterportier fast täglich für Seydl bereit lag.

Die Hauptprobe war zu Ende, der Regisseur hielt den Mitgliedern noch einen längeren speach über die Bedeutung des morgigen Abends, dann ging die Gesellschaft, sich gesegnete Mahlzeit wünschend, von dannen. Richter näherte sich Bertha noch einmal und gab ihr einen kleinen Gegenstand in weißes Seidenpapier eingeschlagen.

„Ein Talismann" — sagte er bedeutungsvoll, — „thun Sie mir die Liebe ihn morgen Abend zu tragen, er hat mir immer Glück gebracht, hoffentlich überträgt er seine Zauberwirkung auch auf Sie."

Als Bertha, zu Hause angelangt, das Paketchen öffnete, fand sie einen Ring mit weißer Perle. Im ersten Augenblick erschrak sie, — „er wird mir doch mit diesem Ringe kein Geschenk machen wollen? Nein —" überlegte sie dann, „er will ihn mir nur borgen, damit ich morgen Glück habe. Es ist ein antikes Schmuckstück, gewiß ein Familienkleinod, an dem alte Traditionen hängen. Ich gebe es ihm gleich

nach der Vorstellung zurück, — — — ach was ist er doch für ein guter Mensch!"

Der Rest des Tages verging in Vorbereitungen für das Debüt, es wurde wenig gesprochen, denn die Schwestern waren in größerer Aufregung als Bertha selbst. Sie schlief mit Käthe zusammen in einem Stübchen, heute setzten sich die beiden Mädchen noch eine Weile plaudernd ans offene Fenster, die Frühjahrsluft war schon ungewöhnlich warm. Vom ersten Stock herunter erschollen die Klänge eines rauschenden Walzers, — Lydia ließ ihre Hochzeitsstimmung in lustigen Tänzen ausklingen.

„Ein sonderbarer Geschmack," — meinte Käthe mißbilligend, — „eine Braut müßte am Vorabend ihrer Hochzeit doch Besseres zu spielen wissen, zum Beispiel die gefühlvolle Mondscheinsonate von Beethoven oder Mendelsohns Lieder ohne Worte."

„Laß sie," — erwiderte Bertha, „sie ist jedenfalls glücklicher bei ihren Walzern. Ein sonderbares Geschöpf, diese Tänzerin, so hübsch und so herzensgut, aber in ihrer Liebe gefällt sie mir gar nicht. Ich konnte erst ihren Bräutigam nicht ausstehen, weil ich es der großen Menge nachschwätzte, daß eine Künstlerin nicht heiraten dürfe, jetzt haben sich meine Ansichten geändert." —

Sie hielt dabei die Augen auf ihre Hände gesenkt und drehte nervös an dem Ringe mit der weißen Perle. Käthe setzte sich dicht neben sie und umschlang sie schwesterlich.

„Was hast Du, Liebchen, was ist Dir begegnet?"

„Nichts — und doch viel — wie Du es nehmen willst."

„Komm, sprich Dich aus! Jener Ring, den Du am Finger trägst" —

„Es ist ein Talisman, er soll mir Glück bringen.“

„Aber von wem hast Du ihn?“

„Ei — Du fragst viel. — — Höre: Dieser Ring ist von einem Manne, dessen Anblick — ich spüre es — mich im Innersten verwandelt, von einem Manne, den ich vielleicht einst lieben werde.“

„Bertha!“

„Sei still, schrei es nicht in die Welt hinaus, wir wollen es ganz geheim halten, Liebste, vielleicht ist es mir noch möglich, das keimende Gefühl zu ersticken, denn es wäre kein Glück dabei, wenigstens für Euch nicht und für den Vater.“

Die Schwestern entschliefen an jenem Abend mit nassen Augen, während von oben unaufhörlich rauschende Walzerweisen ertönten.

Anderen Tages ging es in der Familie Wiedemann sehr still zu, Bertha's Debüt war ein Ereigniß, dem alle mit banger Sorge entgegensahen. Die beiden Hochzeitswagen, die das junge Paar vom ersten Stock mit den Zeugen zum Standesamt fahren sollten, brachten die Schwestern für kurze Zeit auf andere Gedanken. Sie standen zusammengedrängt an den Fenstern des Wohnzimmers, ihre Näschen an die Scheiben gedrückt, und erwarteten das Erscheinen der Braut.

Bertha war nach oben gegangen, um der Tänzerin, der sie doch die Empfehlung am Theater dankte, einen Blumenstrauß zu überreichen, und sah sich nicht wenig überrascht, die Braut nicht im mindesten erregt zu finden. Diese scherzte im Gegenteil mit den Zeugen, erzählte Theateranekdoten und lachte über ihren Bräutigam, der

unaufhörlich im Zimmer auf- und abschritt, sein dünnes Schnurrbärtchen drehend. Je gleichgiltiger sich die Braut benahm, desto nervöser wurde der Bräutigam, Bertha gewahrte es mit Erstaunen.

„Sie rüsten sich zu einem bedeutungsvollen Gange“ — flüsterte sie mit nassen Augen, indem sie Lydia umarmte, „möchten Sie in Ihrer Ehe doch alles Glück finden!“

Die Tänzerin schaute ihr lachend in's Auge. „Oho, mein flotter Cavalier, was ist denn aus Ihnen geworden? Weichherzig wie ein Lämmchen? Das paßt gar nicht zu Ihrem Gesicht. Und Sie wünschen mir Glück? Ja wie ist mir denn? Ich dachte, Sie können Robert nicht leiden, sind Sie ihm denn nicht mehr böse, daß er es wagt, seine Blicke zu meiner blonden Majestät zu erheben?“

Bertha errötete. „Denken Sie doch nicht mehr an diese Thorheiten, ich benahm mich oft wie ein wilder Junge, ich weiß es, Papa ist schuld, der mich so erzog, weil er durchaus einen Sohn haben wollte.“

„Na, hören Sie, wenn sich Unsereins so über Nacht verändert, dann ist es nur weil“ — die Tänzerin erhob sich auf den Zehenspitzen und flüsterte Bertha etwas in's Ohr. „Meine aufrichtigste Kondolation“ — fügte sie dann laut lachend hinzu, „wer ist denn der Jason, der diese Wilde bezwang? Übrigens — ein Meisterstück hat er damit nicht gethan, Sie gefielen mir als wilder Junge weit besser.“

Das schwatzte und schwatzte, unbekümmert um Bertha's peinliche Verlegenheit, Waltrop machte endlich der qualvollen Situation ein Ende, indem er die Uhr zog: „Ein Viertel bis elf, wir müssen eilen.“

Die Sängerin verabschiedete sich von der Hochzeitsgesellschaft, versprach nach der Vorstellung zum Souper pünktlichst zu erscheinen und gleich darauf hatten die Schwestern im Parterre das Vergnügen, die hübsche Braut in den Wagen steigen zu sehen — es war nur eine Stimme des Lobes, die Toilette, das ganze Ensemble — reizend! Ja, reizend, aber nicht bräutlich, „wie kann man sich ohne weiße Robe, ohne Myrthenkranz trauen lassen!"

„Sie sieht aus, als wolle sie zu einem bal champêtre und nicht in die Kirche" — sagte die Älteste.

„Sie fährt ja auch nicht in die Kirche, nur auf's Standesamt" — berichtigte die Jüngste.

„Ach so!" — — tönte es von den Lippen der übrigen mit einem kleinen, vielsagenden Seufzer.

Der Abend kam und mit ihm das gefürchtete Debüt. Im Foyer promenierte eine Schar von Cavalieren und Journalisten, die das Ereignis besprachen. Manche der adeligen Herren kannten Bertha schon seit ihren Kinderjahren, wo sie hochgeschürzt und mit einer kleinen Flinte bewaffnet stets an der Seite ihres Vaters zu sehen war. Die fürstlichen Jagden hatten dem Försterhause gar manch vornehmen Besuch gebracht und alle, die Bertha von früher kannten, versprachen sich viel von ihrer Stimme und Erscheinung. Sie sah auch in der That überraschend schön aus. Die lange meergrüne Seidenrobe ließ ihre Figur noch imposanter erscheinen, die dunklen Augen, die fast männlich schönen Züge kamen im Lampenlichte erst recht zur Geltung. Sie zeigte keine Befangenheit, ihre Stimme zitterte nicht im geringsten und schon nach ihrem ersten Liede erhob sich ein Beifallssturm, wie er selten gehört wird. Von Akt zu Akt

steigerte sich der Erfolg, natürlich verriet ihr Spiel noch zuweilen die Anfängerin, aber das Publikum übersah das gerne, übersah es um dieser herrlichen Stimme, dieses unleugbaren Talentes willen, das sich hier in aller Ursprünglichkeit und Frische entfaltete. Der Direktor war entzückt und ließ sich soweit hinreißen, dies der Debütantin zu zeigen, wiewohl das gegen sein Prinzip verstieß, weil es nach seiner Meinung die Gagenforderung der belobten Sängerin wohl noch um ein Beträchtliches steigern konnte. Aberdie Cavaliere machten ihn toll, die schon nach dem zweiten Akt seine Loge stürmten, um ihrer Begeisterung Ausdruck zu geben und namentlich Prinz Rudloff, der ihm eigenhändig einen Blumenstrauß für die junge Sängerin überbrachte. Der Direktor geberdete sich, als würden diese Ehren ihm allein zu Teil: er schwamm in einem Meer von Wonne. Das Coquettieren mit dem Adel gehörte ohnehin zu seinen schwachen Seiten, er fühlte sich nicht wenig gehoben in dem Bewußtsein, für einen Augenblick der Ambassadeur eines Prinzen zu sein. Stolzen Hauptes, das prinzliche Bouquet ehrerbietig vor sich haltend, klopfte er an Bertha's Garderobenthür und wunderte sich, nicht ein sofortiges „Herein" zu vernehmen.

„Wer ist da?" — rief Bertha von Innen.

„Ich — der Direktor."

„Ach, liebster Direktor, ich ziehe mich gerade an, kommen Sie später — ja? bitte!"

„Ich habe Ihnen Blumen zu überbringen vom Prinzen Rudloff und Ihnen seine höchste Anerkennung auszudrücken."

„So? Ach legen Sie sie nur auf die Thürschwelle," klang es wieder von innen, der Direktor blieb im Unklaren,

ob damit die Blumen oder die Anerkennung gemeint sei. „Sobald ich fertig bin, holt Käthe sie herein“ — rief es wieder. Der Herr Direktor war im höchsten Grade indigniert.

„Aber bedenken Sie, ein Blumenstrauß des Prinzen Rudloff!“ — — da kam ihm unerwartete Hilfe in der Person eines französischen Offiziers, es war Richter, der, gleichfalls einen kleinen Strauß in der Hand haltend, von der Bühne herunter kam.

„Ah — Sie sind es, Richter, auch Sie wollen unserer neuen Sängerin huldigen? Vergebens, lieber Freund — Primadonnenlaunen — ich kenne das, es ist um mit dem Kopf durch die Wand zu gehen! Seine Durchlaucht wartet in meiner Loge auf Antwort und ich stehe hier und werde nicht eingelassen.“

„Lassen Sie es mich einmal versuchen!“ meinte Richter, der Direktor hielt ihn zurück:

„Aber, liebster Freund, wenn sie dem Prinzen Rudloff nicht öffnet, glauben Sie das Zauberschlüsselchen zu besitzen?“

Der Schauspieler klopfte statt jeder Antwort lächelnd an die Thür.

„Ach — sind Sie noch immer hier, lieber Direktor?“ rief es von innen, „ich kann Sie mit dem besten Willen nicht hereinlassen, ich werde sonst nicht fertig,“

„Nein, nicht unser verehrter Chef, ich bin es — Eduard Richter.“

In demselben Moment wurde der Riegel zurückgeschoben, die Thür flog auf.

Der Direktor konnte ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken. „Besitzt also doch das Zauberschlüsselchen, dieser

junge Held" — dachte er — „Eduard Richter, das ist das „Sesam, öffne dich" — wir wollen uns das für alle Fälle merken."

Bertha stand auf der Schwelle, halbkostümiert, aber ein Seidenmäntelchen züchtig umgeworfen, und streckte dem Schauspieler beide Hände entgegen: „Sie kommen zu mir, Sie wollen mir gratulieren? O wie freundlich von Ihnen, sehen Sie, Ihr Ring hat mir Glück gebracht. Komm näher, Käthe, Du siehst in diesem Herren den Besitzer des Talisman's. — Und Rosen bringen Sie mir, weiße Rosen? — Danke — ich werde sie im nächsten Akt an meinem Gürtel tragen." — — Jetzt erst gewahrte sie den Direktor, der es an der Zeit fand, nicht länger hinter Richter zu stehen, sondern seine Mission auch zur Geltung zu bringen. „Ah — das Bouquet des Prinzen Rudloff," sagte sie mit einer tiefen Verbeugung. — „Vermelden Sie dem Prinzen meinen unterthänigsten Dank und erzählen Sie ihm, daß ich eine unbeschreibliche Freude gehabt." — Dabei lächelte sie Richter an, drückte ihm die Hand, machte dem Direktor eine zweite tiefe Verbeugung und verschwand.

Als Direktor Böhner mit dem Schauspieler über die Bühne ging, um das Zeichen zum Beginn des dritten Aktes zu geben, sahen sie Seydl, den Tenor, an einer Coulisse lehnen, ein zierliches Briefchen in der Hand, in dem er eifrig las. Die beiden Herren blieben einen Augenblick bei ihm stehen.

„Glücklicher Kerl" — sagte Richter, „der wievielte Liebesbrief ist das heute?"

Der Tenorist blickte auf, seine Augen leuchteten. „Ja — ein Liebesbrief und wenn Ihr wüßtet, wie pikant, wie originell, wie geistreich! Endlich werde ich einen Roman

erleben, einen wirklichen Roman, wie er den Künstler erhebt — denn — lieber Freund, was Ihr so „Glück bei den Weibern" nennt, das ist doch mitunter recht zweifelhaft. Was sind sie denn, diese Damen, die uns ihre Gunst entgegentragen? Ladenmamsells, schlecht erzogene Bürgermädels — — selten etwas besseres."

„Nun und die Schreiberin dieses Briefes ist also etwas besseres?"

„Eine Göttin, lieber Freund, eine Göttin, die sich zu einem armen Sterblichen herniederlassen will."

Richter wurde neugierig: „Ei, so schießen Sie endlich los mit dem göttlichen Briefe!"

„Nichts da, Theuerster, Diskretion ist die erste Bedingung. Aber wenn Sie wollen, so sehen Sie sich in meiner Garderobe die Blumenspende an, die dieses reizende Billetchen in sich barg."

Die beiden Herren gingen lachend weiter und überließen Seydl seiner Begeisterung. Der mysteriöse Brief aber lautete:

Verzeih' mir, holder, trauter Sänger,
Wenn ich Dir Blumen heut' geschickt.
Ich brauche wohl nicht erst zu sagen,
Wie Du die Seele mir berückt,
Wie Du die Sinne mir befangen,
Wie Du so ganz bezaubert mich,
Daß ich mir längst schon eingestanden:
Lilith — das wär' ein Mann für Dich.
Ich meine nicht zur Eh', mein Liebling —
Ich denk', zur Ehe taugst Du schlecht,
Ich seh' Dir's an, Du kennst die Treue
Aus Büchern nur, und die nicht recht.

Nur eine einzig schöne Stunde
Möcht ich Dich halten fest und warm,
Nur einen Kuß — noch einen! Geh jetzt,
Mein Lieb, reiß Dich aus meinem Arm!
Ich schriebe in mein Tagebüchlein
Nicht Ort noch Stunde, kein Gedicht,
Und doch — den Kuß von Deinem Munde,
Ich wette, ihn vergäß' ich nicht.
Auch Du — wie Du bei andern Frauen
Noch Liebe suchst und Liebeslust,
Du dächtest ewig jener Wonne,
Da Du geruht an meiner Brust.
Das weiß ich, ich versteh' zu lieben,
Du kennst mich nicht — ich bin ein Weib,
Von dessen Seite Keiner ginge,
Zu dem ich je gesprochen: bleib!
Doch sag' ich's nicht. Bin ich zu tadeln?
Der Philosoph allein hat Recht.
Er sagt uns: Nütz' die flücht'ge Stunde,
Genieß mit Geist, albern Geschlecht!
Du siehst, ich kenne keine Schranken!
Ist's meine Schuld, daß ich gespürt,
Wie mir die Art Deines Gesanges,
Den Nerv der Nerven hat berührt?
Wärst Du in irgend einem Zirkel
Durch Herrn von X . . . mir vorgestellt,
Glaub nur, mein Freund, daß ich Dir hätte
Dies Alles wohlweislich verhehlt.
Gar züchtig wie die andern Frauen
Neig' ich das Köpfchen, lisple fein,
Der Feuerstrahl aus meinen Augen
Müßt' nur verraten: „ich bin Dein!" —
Doch mit der Maske vor dem Antlitz
Gesteh' ich wohl noch etwas mehr:
Daß Lieb' die herrlichste Erfindung —
Hab ich nicht Recht, mein werter Herr?

Das Eine möcht' ich gerne wissen —
Ob Dich schon drückt der Ehe Pflicht,
Ob Du vielleicht in andern Fesseln —
Als Sänger kenn' ich Dich, sonst nicht.
Vergieb, ich will nicht weiter fragen,
Du darfst mir nicht verloren sein.
Du sollst noch öfter von mir hören
Und willst Du recht mein Herz erfreu'n,
Nimm jenes Sträußchen aus der Schleife,
Steck's an die Brust, wohin Du willst,
Zum Zeichen, daß Du mein gedenkest,
Zum Zeichen, daß Du mit mir fühlst.
Ich sitze draußen im Theater,
Die Tarnkappe beschützet mich —
Du weißt, daß unsichtbar sie machet —
Vergieb, noch muß ich's sein für Dich.
Doch and're Zeiten, and're Lieder!
Bist Du recht artig und diskret,
So komme ich im Frühlingssausen,
Dir wohl einst an den Hals geweht.
Du mein Student — ich die Grisette,
Der Handlungsort: Quartier latin,
Und einer Mondnacht Zauberstimmung,
Das wär' nicht schlecht, mein Freund — enfin,
Auch in der Heimat läßt sich's leben,
Wenn Du mich liebst, so wie ich Dich,
Denn hier schwör' ich's: ich muß Dich haben,
Schon Deinen Atem trinke ich —
Die Seel' küß ich Dir aus dem Leibe!
Doch warn' ich Dich — Niemand vertrau!
Denn ich bin das Prinzip des Bösen,
Bin Lilith Adam's erste Frau.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der That nicht übel für einen anonymen Brief, und wohl im stande einem jungen Künstler den Kopf zu

verdrehen, nicht ganz formenrein, so daß man nicht wohl annehmen konnte, ein patentierter Blaustrumpf habe die Verse fabriziert, aber fließend, originell und vor allem — — viel versprechend. Der Sänger fühlte sich mächtig angezogen, diese Verse waren nicht gedichtet, sie waren empfunden, und offenbar von einem Weibe, das sich den Teufel um die Schranken kümmert, die es von dem Manne seiner Wahl trennen. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Vorstellung ging zu Ende, Bertha Wiedemann hatte einen großen Erfolg zu verzeichnen. Ihre Garderobe war gedrängt voll von Gratulanten, voran Mutter und Schwestern, Papa war nicht zu bewegen gewesen das Theater zu betreten. Dafür hatten sich mehrere seiner Freunde eingefunden, auch Direktor Böhner mit einigen Agenten, die der vielversprechenden Kunstnovize Engagementsanträge machten, und sogar der Intendant eines kleinen Hoftheaters, der Bertha zuredete, mit der Operette, als ihrer unwürdig, abzuschließen, und sich bei ihm als Opernsängerin engagieren zu lassen. Bertha — in ihrem herrlichen Kostüm, sah unter all diesen Menschen aus wie eine Königin, die ihren Cerkle hält. Ihre Triumphe berauschten sie und die Aussicht, sich wieder edler Musik zuwenden zu dürfen, war verlockend. Es fehlte nicht viel, so hätte sie sich auf der Stelle dem Intendanten verschrieben, zum großen Entsetzen ihres Direktors. Da sollte diesem abermals Hilfe werden und zwar wiederum in der Person des Schauspielers Richter. Dieser ging wie zufällig über den Gang und blieb einen Augenblick an Bertha's offener Garderobenthür stehen. Der Blick, den er dabei der Künstlerin zu-

warf, veränderte ihre Ansichten und Wünsche mit einem Schlage.

„Ich bleibe bei Ihnen“ — sagte sie, Direktor Böhner die Hand reichend — „ich fühle mich noch nicht reif genug an einem Hoftheater aufzutreten und ich weiß, Sie werden mir Gelegenheit geben das ABC der Schauspielkunst aus dem Fundamente kennen zu lernen.“

Als sie eine halbe Stunde später im Begriff war in den Wagen zu steigen, der sie der Verabredung gemäß zum Hochzeitssouper führen sollte, tauchte plötzlich eine Gestalt aus dem Dunkel und bot ihr die Hand:

„Ich danke Ihnen, Bertha, Sie hätten mir sehr weh gethan, wenn Sie dem Antrag des Intendanten gefolgt wären.“

„Ich bleibe ja nur um Ihretwillen“ — hauchte sie, rasch in den Wagen springend, die Pferde zogen an, eine Glückliche entführend, einen Glücklichen zurücklassend.

Im ersten Stocke jenes Hauses, das auch Bertha's Eltern bewohnten, ging es, wie bei den meisten Hochzeiten, nicht eben sehr heiter zu. Der Bräutigam war heute zu ernst und die Gesellschaft viel zu klein, um sich über die Stimmung eines Einzelnen hinwegsetzen zu können, die Braut aber, so heiter sie werden konnte, bedurfte dazu immer erst der Anregung von Außen. Die beiden Freunde des Bräutigams, Bewohner der Provinz, hatten gehofft bei der Hochzeit einer Tänzerin alle Celebritäten des Theaters vertreten zu sehen und konnten es Waltrop nicht verzeihen, daß er die Geschichte so ganz en petit comité abmachte. Bertha's Erscheinung brachte wieder etwas Leben in die Gesellschaft. Noch ganz berauscht von ihrem Erfolge, teilte

sie ihre Erregung den Übrigen mit und sie konnte recht amüsant sein, wenn sie sich gehen ließ — recht originell in ihren Ausdrücken — die Freude ließ ihr keckes Knabennaturell heute wieder stark zum Vorschein kommen. Die kleine Gesellschaft thaute auf und Bertha, die Tags über, in leicht begreiflicher Erregung, keinen Appetit verspürt hatte, that jetzt dem feinen Souper alle Ehre an. Sie trug ein mattgelbes Seidenkleid, das ihren Creolenteint gar prächtig hob, und bildete einen lebhaften Gegensatz zur kleinen blonden Braut im weißen Spitzenkleide.

Das Eßzimmer war wohnlich und gediegen eingerichtet, Ledertapeten, Eichenholzmeubels, an den Wänden kunstvolle Waffen und mehrere gute Ölbilder, zierliche Krüge auf ehrwürdigen Schränken, das Ganze stylvoll, wie es dem damaligen Geschmacke entsprach. Vom Speisezimmer aus sah man noch in verschiedene Räume, alle mit Teppichen belegt, behaglich erwärmt und erleuchtet. Zuerst das Boudoir der jungen Frau, in Ebenholz und Gold mit dunkelblauer Seide, eine wahre Perle von zierlicher Eleganz, sodann das Zimmer des Mannes, einfacher und praktischer ausgestattet, als Hauptzierde die Büste von Waltrops verstorbener Mutter auf dunkler Granitsäule. Von der Decke hing eine rote Ampel, die alle Gegenstände mit rosigem Lichte übergoß und die schönen Züge der geliebten Todten zu einem Lächeln verklärte. Dann kamen noch ein paar kleinere Räume, alle wohnlich und freundlich. Bertha dachte im Stillen, daß man hier mit einem geliebten Wesen wie im Himmel wohnen könne. Sie unterhielt sich viel mit Waltrop, den sie früher, ganz ungerechtfertigter Weise, nicht leiden konnte, und in welchem sie zu ihrem Erstaunen einen belesenen, wohlunter-

richteten Mann fand. Im Bibliothekzimmer hatte sie eine herrliche Ausgabe von Béranger entdeckt, die sie sich gelegentlich ausbat. Das gab nun Anlaß zu einem anregenden Gespräche. Sie schwärmte für Béranger, deklamierte mit ihrem wohlklingenden Organ die schönsten Gesänge, kam sodann auf Lamartine und Byron zu sprechen, Waltrop, enragierter Verehrer französischer und englischer Lyrik, vergaß dabei ganz den eigentlichen Grund der Feier, Braut und Hochzeit und unterhielt sich fast ausschließlich mit Bertha. Die Neuvermählte sah gelangweilt aus und wurde immer einsilbiger. Als Bertha es bemerkte, brach sie das Gespräch sofort ab und sprang zum Piano, Lydia zum Tanzen auffordernd. Aber der schönste Wiener Walzer verfing nicht mehr, die junge Frau geberdete sich wie ein schmollendes Kind. Da sie nicht tanzen wollte, sang Bertha auf Bitten der Herren ein paar venetianische Gondellieder: das schlug nun gar dem Fasse den Boden aus. Man erschöpfte sich in Huldigungen für die Sängerin und die junge Frau Waltrop, die heute doch den Mittelpunkt der Gesellschaft bilden wollte, schien das ernstlich übel zu nehmen. Mit finsterer Miene zerpflückte sie das Spitzentüchlein, das ihre Hände hielten, und ließ einigemale ein unzweideutiges Gähnen vernehmen, so daß der Gesellschaft, um nicht aufdringlich zu erscheinen, nichts übrig blieb, als schleunigst die Flucht zu ergreifen. Das junge Ehepaar blieb allein. Robert, der sich einer kleinen Schuld gegen seine Frau wohl bewußt war, wollte diese zärtlich an sich ziehen, die Versöhnung mit einem Kusse einzuleiten, sie aber stieß ihn energisch von sich.

„Rühr' mich nicht an“ — sagte sie schneidend, „in den

drei Jahren unserer Bekanntschaft hast Du Dich nicht ein einzigesmal so taktlos benommen wie heute. Ist es die Ehe, die den Mann mit einem Schlage so zu seinem Nachteil verändert, dann bedaure ich, geheiratet zu haben. Deine alten Schmöker auf's Tapet zu bringen, nur um den Geist dieser Wiedemann leuchten zu lassen! Du wußtest recht gut, daß ich nicht mitreden konnte, weil ich das Zeug nicht gelesen habe!"

„Aber, Lydia, ich wollte Dich damit nicht kränken" — begütigte er, sie entwand sich ihm abermals.

„Laß mich!" — rief sie auf's neue und brach in ein kindisches Schluchzen aus — „ich hasse Dich, ich hasse sie — ach ich bin sehr unglücklich!"

Die Trümmer eines Elfenbeinfächers flogen ihm vor die Füße, dann war sie mit einem Sprung in ihrem Zimmer, das sie hinter sich verschloß.

Robert ging unmutig auf und ab. „Das ist mein Hochzeitstag" — dachte er bitter. Da fiel sein Blick auf ein Bild ihm gegenüber: es hatte Lydia in der Ausstellung sehr gefallen und deshalb hatte er es gekauft — »Enfin seul« — war es betitelt. Es stellte ein Pärchen vor, das, den Hochzeitsfestlichkeiten soeben entwischt, sich im eigenen home allein findet. Die Scenerie ist anheimelnd, hohe Bogenfenster, Portieren van Künstlerhand gerafft, mächtige Blattpflanzen, Majoliken — ein Makart'sches Ensemble. Auf einer Ottomane liegt Myrthenkrone und Schleier, der zur Hälfte noch auf den Teppich herunterfällt. Der junge Ehemann steht aufrecht inmitten des Zimmers, eine kraftvoll schöne Erscheinung, und zieht die blonde Braut an sich zum ersten Kusse. Zum ersten? Ja! — Denn was sie bis jetzt

so genannt, das war nur flüchtiges Liebesgetändel, heimliches Kosen in Gegenwart anderer, aber jetzt — enfin seul — jetzt ist das mit einemmale anders geworden. Das Kind soll über Nacht zum Weibe werden — — die Braut ahnt es, denn sie schließt die Augen, sie zittert, sie schmiegt sich an den Gatten in bebender Erwartung —

Lange stand Robert vor dem Bilde, endlich löste sich die Bitterkeit seiner Seele in Worte: »Enfin seul!« schrie er auf, dann stürzte er in sein Zimmer und schloß es gleichfalls hinter sich ab. —

3.

Am nächsten Morgen erwachte Lydia ganz munter und war nicht wenig erstaunt, den jungen Mann beim Frühstück sehr ernst zu finden. Er mußte ihr noch einmal alle Details des gestrigen Abends vor Augen führen, sie hatte über Nacht alles abgeschüttelt, was ihr peinlich gewesen. „Was ist denn so arges passiert?" — sagte sie in ihrer muntern Weise, „wir haben uns gezankt, das war nicht das erstemal."

„Aber an unserem Hochzeitstage!"

„Thu' mir doch den Gefallen, davon nicht so viel Aufhebens zu machen! Es war ein Tag wie alle andern. Wir machten einen Besuch beim Standesbeamten, wir fuhren spazieren, wir dinierten im Restaurant, wir gingen in's Theater, soupierten zu Hause und zankten uns darnach ein bischen — genau so wie an vielen anderen Tagen, die wir schon zusammen verlebt — wo liegt nun der Unterschied?"

Robert fuhr zornig auf: „Du zeichnest von diesem Tage an Lydia Waltrop und nicht Lydia Kraus, das ist der Unterschied, ein ganz gewaltiger Unterschied, den ich Dich niemals zu vergessen bitte!"

Sie sah ihn erschrocken an, ihr Gesichtchen war wie in Glut getaucht. Da rückte er näher zu ihr hin, erfaßte ihre

Hände und versuchte es in einer langen, eindringlichen Rede, ihr die Bedeutung des Hochzeitstages klar zu machen. Er sagte ihr, wie sich ihr Leben von nun an ganz anders gestalten werde — müsse! Wie es die Aufgabe einer Frau sei, dem Manne eine Genossin, eine Freundin zu sein, die Teilnehmerin seiner Freuden und Leiden, die Erzieherin seiner Kinder, die schaffende Hand, die das kleinste Heim zum Paradies gestalten könne, das sorgende Auge, das von weitem den Schatten erspäht, der ihrem ehelichen Glücke droht, um mutig und unverdrossen dagegen anzukämpfen. Er geriet in Feuer, denn er gedachte seiner Mutter und schilderte sie, die teure Verstorbene. Dann fiel ihm ein, daß es Lydia, der gefeierten Tänzerin, wohl schwerer fallen würde, als jeder andern, ihr Glück allein im Haushalte und an der Seite ihres Gatten zu finden. Er sprach von ihrer Liebe, die sie Jahre hindurch trotz der Anfeindungen seiner Verwandten und trotz der Gefahren ihres Berufes treu an einander fesselte und wie er von dieser Liebe das beste hoffe. Er sagte ihr, daß er ihr das liebgewordene Tanzen nicht plötzlich verbieten wolle, daß er aber fest überzeugt sei, sie selber halte es mit ihrer Würde als Hausfrau nicht lange vereinbar und sie selber würde ihn wohl in kurzer Zeit bitten, sie davon zu befreien. Er sprach und sprach wohl über eine Stunde lang, doch keine Frage, keine Entgegnung kam aus ihrem Munde. Sie blinzelte ihn ängstlich an, wurde bald blaß, bald rot, zum Schlusse seiner langen Rede gähnte sie. Eine Perspektive von endloser Langeweile breitete sich vor ihr aus, sie kam sich vor wie ein Mäuschen, das so lange mit der Falle spielt, bis es sich endlich darin gefangen sieht. Ihr Lachen

verstummte; das neue Balletkostüm, das bald darauf von der Schneiderin gebracht wurde und an dessen Entwurf sie lange studiert hatte, mit ihm, dem Verräter, studiert hatte, machte ihr jetzt gar keine Freude mehr. Sie kleidete sich verdrossen an, um unten bei Wiedemann's Besuch zu machen, denn sie hatte das instinktive Gefühl, daß sie Bertha ein paar freundliche Worte schuldig sei. Hernach wollte sie zu einer Tanzübung in's Theater. Da fiel ihr ein, was er eben über ihren Beruf gesprochen und halb schüchtern, halb ärgerlich fragte sie ihn:

„Vorläufig darf ich aber doch noch tanzen?"

„Solange Du Lust hast" — antwortete er, „ich sagte Dir's ja, die Zeit wird es von selbst verbieten."

Ja, sie war recht nachdenklich geworden und sie seufzte sogar ein paar mal, als sie ihre Toilette wechselte, erst das neue Kleid, das ihr entzückend saß, gab ihr die gute Laune wieder. Sie lächelte ihrem Spiegelbilde zu und da sie fand, daß dieses Lächeln mit der Farbe ihres Kleides auf's freundlichste harmonierte, so warf sie alle ernsten Gedanken als „unvorteilhaft" über Bord. Sie war rosig, frisch und heiter wie immer, als sie bei Wiedemann's eintrat. Die Schwestern empfingen sie teils schüchtern, teils mit Neugierde, eine junge Frau am Morgen nach der Hochzeit ist für andere Frauen immer ein Gegenstand der größten Teilnahme. Lydia selbst merkte nichts davon, sie plauderte unbefangen vom vorhergehenden Abend und verhehlte auch nicht, daß sie sich mit ihrem Manne, Bertha's wegen, gezankt habe.

„Ich war ein bischen eifersüchtig" — sagte sie gutmütig, „man hat so seine dummen Stunden, verzeihen Sie mir, Bertha!"

Diese schloß sie gerührt in die Arme. Der jungen Frau fiel dabei ihr bleiches Aussehen auf und sie meinte:

„So sehr hat Sie Ihr Debüt angegriffen? Ich hätte nicht geglaubt, daß meine flotte starke Bertha überhaupt etwas angreifen könnte.“

Die Genannte erging sich zu ihrer Entschuldigung in längeren Auseinandersetzungen über die Aufregung eines erstmaligen Auftretens, aber die Schwestern sagten:

„Seit dem Augenblick, wo sie zuerst das Theater betrat, ist sie anders geworden, sie ißt nicht, sie lacht nicht mehr wie sonst, sie hat keine roten Backen mehr, es ist ein Jammer!“

„Der Ernst des Lebens! Der Kampf um's Dasein!“ warf Bertha ein.

Die Tänzerin fühlte sich gelangweilt. Was hatten denn nur all' diese guten Leute mit einemmale? Warum malten sie denn alle grau in grau? Erst beim Frühstück hatte ihr der Gatte — sie lachte in Gedanken, daß sie ihn von jetzt an so nennen sollte — eine Moralpredigt gehalten und nun schien die tolle Bertha nicht übel Lust zu empfinden, das Geschäft fortzusetzen. S i e hatte aber gar keine Lust, dergleichen anzuhören, deshalb empfahl sie sich bald nachher.

Am Theater stand wie gewöhnlich eine Gruppe von Schauspielern. Man beglückwünschte sie, Seydl trat mit Grandezza auf sie zu und reichte ihr die Hand.

„Unsere junge Frau“ — sagte er, „schöner, strahlender, bezaubernder als je. Es ist doch wahr, Liebesglück verschönt. Ein Weib! Ein Königreich für ein Weib! Josi Seydl will auch heiraten!“

„Thun Sie's doch lieber nicht!" riet die Tänzerin. Die Umstehenden lachten.

„Was? Sie raten mir ab? Sie, eine Frau von vierundzwanzig Stunden? Sozusagen noch ein Wickelkind in der Ehe?"

„Um so mehr ist die Warnung zu beherzigen" — sagte der dicke Komiker im Kassandra-Tone.

„Ach reden Sie doch nicht" — ereiferte sich der Tenorist, „Sie sind ja selbst ein elender Weiberknecht!"

„Allerdings. Doch habe ich zum Glück das Unglück, mich nur in verheiratete Frauen zu verlieben, und dieses Unglück bewahrt mich zum Glück vor dem Schicksal, andere in meine Frau verliebt zu sehen."

Neues Gelächter der Umstehenden.

Seydl reichte der Tänzerin die Hand und führte sie einige Schritte von den übrigen weg.

„Lassen wir diese bösen Menschen" — sagte er, „reden wir nur von Ihnen! Sie müssen Ihren Ausspruch näher begründen. Sehen Sie, ich bin noch so ein harmloser junger Mensch."

„Du bist wie eine Blume
So schön, so rein und hold —"

intonierte der unverbesserliche Komiker. Seydl zog Lydia noch ein Stückchen weiter.

„Jawohl wie eine Blume so rein und harmlos, unschuldig wie ein Lämmlein, — bitte lachen Sie nicht, verehrte Kollegin, — stellen Sie sich vielmehr vor, ich ahnungsloser Engel ginge so ganz unwissend in die eheliche Falle, die mir eine Schöne stellt. Wäre das nicht schade um mich? Also sprechen Sie, was veranlaßte Sie zu dem merkwürdigen Ausspruche: Thun Sie's nicht?"

„Ich weiß nicht, — ich halte das Heiraten überhaupt für unnötig, für ganz störend.“ —

„Unnötig? Störend? Sehr verehrte Dame, erlauben Sie mir starr zu sein. Und Sie?“

„Bei mir ging es nicht anders, ich hatte nur die Wahl zu heiraten oder mit Robert gänzlich zu brechen.“

„Und da entschieden Sie sich für das Erstere?“

„Ja, wie gesagt, es ging nicht gut anders, es sind da auch noch andere Gründe. Aber Sie, ein Mann wie Sie, dem die Welt offen steht und dem die Frauen nachlaufen! Es geht Ihnen wohl zu gut, Übermütiger?“

Der Tenorist seufzte: „Wie einem gewissen Tannhäuser, da er vom Venusberge Abschied nahm:

Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen.“

Sie tippte mit dem Zeigefinger leicht auf seine Stirne, er erfaßte ihre Hand und küßte die Fingerspitzen. „Ah — Sie meinen? Nein, noch nicht ganz, nur ein klein bischen verrückt, wie Jeder, der verliebt ist.“

„Sie sind wieder einmal verliebt? Zum wievielten Male?“

„Das weiß ich nicht, ich habe es nicht gezählt, aber Thatsache ist, daß ich noch nie so intensiv geliebt habe wie dieses Mal. Ich schlafe nicht bei Tage und vermag in der Nacht nichts mehr zu arbeiten, — nein, — umgekehrt! Ich schlafe nicht bei Nacht und kann am Tage nichts arbeiten, — Sie sehen, die Liebe verwirrt mich schon. Das Schlimmste dabei ist, daß ich meine Geliebte noch nie gesehen habe.“

„Sie machen sich wohl über mich lustig?"

„O wenn's weiter nichts wäre, aber es ist leider Ernst, blutiger Ernst. O mein Ideal!"

Er zog ein duftendes Briefchen aus der Tasche. — „Können Sie lesen?"

„Herr Seydl, ich muß bitten!"

„Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung, Sie sehen daraus wieder, die Liebe verwirrt mich."

„Reden Sie nicht so viel, lassen Sie mich Ihren interessanten Brief endlich lesen!"

„Den ganzen Brief? Wo denken Sie hin? Diskretion — Ehrensache. Aber die Unterschrift dürfen Sie lesen."

Die Tänzerin lachte. „Und das nennen Sie diskret?"

„Erst lesen, dann urteilen." Er hielt ihr das Endchen des Briefes vor Augen, den übrigen Teil sorgfältig verdeckend.

Sie las: „Lilith, Adam's erste Frau. — Nun?"

„Was nun?"

„Wer ist denn die Dame?"

„Sie hören es ja, die Vorgängerin der Eva!"

„Aber das ist ja Unsinn!"

„Nein, geistvoll ist es ‚pikant, reizend! Ich liebe diese Lilith rasend und ich sage Ihnen, Fräulein Kraus — pardon, Frau Waltrop wollt ich sagen, — die Liebe verwirrt mich schon wieder, — ich weiß nicht, wer hinter diesem Pseudonym steckt, aber, wenn ich die Schreiberin finde, sei sie alt, bucklig, blatternarbig, thut alles nichts, — sofern sie noch ledig ist, die wird geheiratet!"

„Ich gratuliere Ihnen im voraus, verehrter Kollege."

Sie machte ihm einen ironischen Knix und verschwand durch die Thür. Er rief ihr nach: „Pst! teure Kollegin!"

„Was soll's noch?"

Sie blieb stehen, er kam näher.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen zum Abschied noch ehrfurchtsvoll die Hand küsse!"

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, er hielt dieselben fest und küßte sie auf den Mund.

„Ah — das ist unverschämt!"

„O ich bitte tausendmal um Verzeihung, — es ist nur diese unselige Liebe, die mich so zerstreut macht." — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Der arme Kerl, der Waltrop thut mir leid" — sagte Seydl fünf Minuten später zu einem Kollegen. Seine Frau findet die Ehe schon störend, 24 Stunden nach vollzogener Zeremonie, ich bin neugierig, was die nach 24 Jahren sagen wird!"

„O — so lange läßt sich die nicht stören!" — meinte der Andere lachend.

Lydia kam in der rosigsten Laune nach Hause. Sie war heute im Theater die interessanteste Persönlichkeit gewesen, alles hatte sich mit ihr beschäftigt, man scherzte und lachte viel und Robert fand in ihr wieder das muntere Liebchen aus früheren Tagen. Warum war ihm heute ihre tolle Munterkeit weniger angenehm? Warum verletzten ihn ihre Coulissenerzählungen? Warum nur? — Die Männer sind so eigentümlich, was sie an der Geliebten entzückt, das beleidigt sie von der Frau. Die Beiden saßen jetzt zum ersten Mal als Gatte und Gattin am Mittagstische und Robert dachte bei sich, Lydia müsse mit hausfraulicher

Lieblichkeit um ihn schalten, in der Küche nachsehen, mit ihm von kleinen häuslichen Angelegenheiten reden oder auch von der Hochzeitsreise, die sie in den Ferienmonaten nachträglich unternehmen wollten; statt dessen plauderte sie unaufhörlich vom Theater, von den Liebschaften der Kollegen, und kramte all die Anekdoten aus, die sie auf der Probe gehört und die mitunter recht drastischen Inhalts waren. Er konnte sich selber keine Rechenschaft geben, was ihn dabei so unangenehm berühre; früher hatten ihn ihre Erzählungen doch so gut unterhalten und jetzt, da sie seine Frau war — arme Lydia! Sie sah nicht, daß ihr Gatte die Speisen unberührt ließ, daß er von Minute zu Minute nervöser wurde, sie plapperte lustig fort und mit dem Freimute, der ihr eigen war, verhehlte sie ihm nicht einmal den Kuß, um den Seydl sie „beschwindelte", wie sie sagte, was ihr selbst in der Erinnerung noch einen förmlichen Lachkrampf verursachte.

Das war zu viel für Robert, er sprang auf und lief erregt im Zimmer auf und ab. Lydia fragte ihn ganz erstaunt, ob ihn die Ehe vielleicht auch verrückt gemacht habe, wie den guten Seydl sein Liebesglück.

Arme Leutchen! Drei Jahre hatten sie sich geliebt und kannten sich nicht und jetzt — vierundzwanzig Stunden nach der Hochzeit lernten sie sich kennen, und ihre Liebe nahm ab, in demselben Maße als die Erkenntnis zunahm. Sie standen in ihrer prächtig geschmückten Wohnung wie das erste Paar im Paradiese: Im Anfang war Alles schön und gut, die Sonne leuchtete, die Quelle labte, die Bäume gaben herrliche Früchte und die Schlange plauderte süß und verlockend, aber nach jenem verhängnisvollen Apfelbiß

hörte das Paradies auf, ein Paradies zu sein. Auch Robert hatte vom Baum der Erkenntnis gegessen, und er sah, daß seine Eva nackt war, baar jener lieblichen Eigenschaften, die den Mann auf die Dauer beglücken, die den Herrn vor der Sklavin auf die Knie zwingen.

Armer Robert! Arme Lydia! Sie war so hübsch und wenn sie auf der Bühne stand, übertraf ihre Grazie alle andern Tänzerinnen. Wie wußte sie so süß zu bitten, so fromm zu blicken, sich so harmonisch zu bewegen! Sie plauderte mit den Fußspitzen ganz allerliebst, viel reizender als mit dem Mündchen, ihre ganze Bildung lag in den Füßen und nicht im Kopfe, vielleicht tanzte sie ihren Schiller und Goethe ebensogut wie Fanny Elsler, was brauchte sie also die alten Schmöker zu lesen?

Nachdem sich Robert müde gelaufen und Lydia von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte, nahm das Mittagessen seinen Fortgang, beim Dessert brach das Ungewitter los. Robert hatte nämlich, sich mit Gewalt bezwingend, von einem Landhause gesprochen, das man ihm zum Kauf angeboten und das er morgen mit Lydia besehen wolle, da kam gerade der Theaterdiener und meldete für morgen eine Probe. Das entlud die drohende Wolke, Seydls Kuß hatte die Elektrizität herbeigezogen, der Theaterdiener brachte sie zum Ausbruch. Mit vielen „unerträglich" und „unleidlich" erklärte Robert seiner Frau, daß er ihr auf keinen Fall mehr erlaube das Theater zu betreten, und daß, nachdem sie selbst es nicht verstünde seine Ehre zu verteidigen, er wenigstens dieselbe zu schützen wisse. Natürlich ließ sich das die junge Frau nicht gefallen, sie bestand auf ihrem Schein, das heißt auf dem Versprechen, das ihr Robert

gegeben, unter welcher Bedingung sie allein in die Ehe gewilligt. Es ging recht lebhaft zu, — Köchin und Stubenmädchen belagerten abwechslungsweise das Schlüsselloch und wichen nicht eher von ihrem Posten, als bis sie blaue Flecke aufzuweisen hatten. Der Herr riß nämlich mit einem male die Thür auf und stürmte davon, seine neugierigen Dienstboten ihrem Erstaunen und ihren Kopfschmerzen überlassend.

Nach einigen Stunden kam er wieder nach Hause und bat Lydia seiner Heftigkeit wegen um Verzeihung. „Ich weiß wohl" — sagte er edelmütig, „Du bist im Rechte und ich im Unrecht, aber ich sah die Dinge früher auch nicht in dem Lichte, in dem ich sie heute sehe, was mich sonst angenehm unterhielt, würde mich heute rasend machen und ich bitte Dich deshalb herzlich: entsage dem Theater. Wenn Du mich gut, zärtlich und bei Humor erhalten willst, so bringe mir das Opfer, ich werde es Dir zu lohnen wissen."

Er nahm Lydia in die Arme, ein Strahl der alten Liebe leuchtete aus seinen Augen, sie schien halb gewonnen.

„Aber wie soll ich dann leben? Ich verstehe nichts von der Hauswirtschaft, ich würde mich ja zu Tode langweilen!"

„Ich habe daran gedacht" — sagte er — „und für Beschäftigung gesorgt. Morgen wird sich ein Herr vorstellen, um mit Dir zuweilen vierhändig zu spielen, ein gediegener Musiker, den ich Jahre lang kenne und dem Du Dich unbedingt anvertrauen kannst. Auch habe ich mit einer Dame gesprochen, die Dir etwas Französisch und Englisch beibringen soll, so daß meine kleine Frau die alten „Schmöker", die gestern ihren Zorn erregten, bald selber lesen kann, um darüber ein freundlicheres Urteil zu fällen."

„So, und das ist alles schon abgemacht, ohne mich auch nur im geringsten um meine Meinung zu fragen?"

„Ich weiß, daß, wenn ich Dich erst befragte, Du mich mit meinen Vorschlägen abgewiesen hättest, aber ich weiß auch, daß meine Lydia einem fait accompli vernünftig in's Auge sieht und am Studium bald Vergnügen finden wird."

„Höre, Robert, ich wundere mich über nichts mehr. Vielleicht wirst Du mich nächstens in ein Pensionat bringen, wenn ich Dir hier zu wenig Fortschritte mache!"

„Ach nein, dann müßte ich mich ja von Dir trennen und Du weißt, Liebchen, wie schmerzlich mir das wäre! Deshalb wirst Du Dir auch meinen Erziehungsplan gefallen lassen, nicht wahr, Du hast nichts dagegen? Sieh', ich will auf meine Frau stolz sein! — So sprich doch, sag', daß Du mir zu Liebe einwilligst!"

Es gingen so allerlei Gedanken durch ihren blonden Kopf, sie lächelte und ihre Zähnchen schimmerten zwischen den roten Lippen hervor.

„Du bist abscheulich, mich so zu quälen" — sagte sie — „laß uns morgen darüber reden, jetzt bin ich müde!" Dann gähnte sie ein bischen und blinzelte ihn unter den halbgeschlossenen Lidern so eigen an: „Lies Deine Zeitungen, Du Böser, und laß mich schlafen, vielleicht bin ich morgen besserer Laune, wenn ich recht schön geträumt habe."

Gehorsam setzte er sich in den Lesewinkel: ein Tischchen, mit Journalen bedeckt, ein bequemer Amerikaner und ein kleines Tabouret bildeten die alsogenannte Ecke. Lydia rechnete nicht übel, sie kannte ihre Macht und dachte, wenn es ihr gelang, Robert auf's neue in sich verliebt zu machen, würde er es wohl nicht wagen, sie abermals mit seinen

Erziehungsplänen zu langweilen. Die Macht des Weibes, wer wollte sie bestreiten? Auch Robert kannte sie und deshalb hielt er seine Augen krampfhaft auf das Zeitungsblatt, während die schlanke Figur des schönen Weibes sich vor ihm streckte und dehnte. Wohl zwanzigmal las er denselben Satz, ohne zu wissen, was er gelesen hatte, denn immer irrten seine Blicke über die Zeilen weg zu jener blonden Gazelle, die sein Weib war, sein Spielzeug, sein Eigentum und aus der er nun wie ein rechter Narr eine Anstandsdame machen wollte, eine feingebildete, französisch plappernde Puppe — blos weil sie seine Frau war und den Ansprüchen der Gesellschaft nicht genügen mochte. Thor, schalt er sich selbst, Barbar, der du einem Singvögelchen verbieten willst zu singen — sieh sie dir an, ist sie nicht eine entzückende Geliebte? Was quälst du sie? Warum verlangst du von ihr mehr als sie geben kann?

Er sah, wie sie die Knöpfe ihres Leibchens öffnete — die kleinen Racelöckchen im Nacken zitterten, ein Seufzer, leise wie ein Hauch, ging über ihre Lippen. Jetzt machte sie sich's auf dem Ruhebette bequem und wand und ringelte sich noch einigemale hin und her — ein Kätzchen, das lange nicht den rechten Platz findet. Endlich schloß sie die Augen.

Und du, Robert? Was sitzest du dort wie ein Narr und gaffst sie an und grübelst, wie du sie erziehen könntest? Glaube mir, Freund, grau ist alle Theorie, das hat schon ein gewisser Goethe gesagt und hat diese Anschauung durch seine Lebensweise bekräftigt. Siehst du ihn denn nicht winken, deines Lebens goldenen Baum? Dort! — Dort! — Nein, Robert war kein Narr, aller Groll von gestern und heute war verflogen, er sah nicht mehr seine

Frau, er sah nur die Geliebte. Sie lächelte im Schlaf — jenes Lächeln, von dem Heine sagt, es sei wie der Schatten einer Eidechse, die eben über die Lippen schlüpfte — er sah es noch, dieses Lächeln, dann sprang er auf — — das Zeitungsblatt flog zu den Pantoffeln in die Ecke.

Lydia war sehr überrascht, als ihr Robert am andern Tage mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt und ohne jede weitere Einleitung dennoch den Besuch des Klavierlehrers ankündigte. Sie weinte, sie bat, sie tobte — umsonst, sie mußte sich wohl oder übel fügen. Auch jene englisch sprechende Dame stellte sich ihr vor und Lydia langweilte sich bei all' dem fürchterlich. Erst dachte sie daran, mit ihrem Klavierlehrer zu koquettieren, um Robert zu bestrafen und sich selbst ein bischen zu amüsieren, aber sie fand kein rechtes Vergnügen daran. Der Herr war ein Musikenthusiast mit langen Haaren und langen Fingern, der jeden Augenblick bereit schien, für Richard Wagner das Schaffot zu besteigen, und die unglückliche Lydia schwärmte für Strauß und Millöcker! — — O dieser Robert! In welche Falle hatte er sie gelockt! Sie hätte ihn dafür hassen mögen und sie gab sich die größte Mühe dazu, aber ihr Haß hielt nie lange vor. Dem ersten Anprall seiner Zärtlichkeit unterlag er. Im Grunde genommen war Lydia ein gutmütiges, aber von Hause aus schlecht erzogenes Geschöpfchen. Robert war auch wohl nicht der rechte Mann für sie, er forderte zu viel — Geist, Bildung, Sinn für Literatur und Kunst und sie hatte doch nichts zu geben als ihren hübschen Körper.

Frage man nicht, wie es möglich sei, daß ein Mann, der ein dreijähriges Liebesverhältnis mit einer Dame hinter

sich hat, erst nach der Hochzeit die geistige Ohnmacht derselben bemerke! Anders nämlich fühlt der Mann, wenn er zu Besuch kommt, anders, wenn er sich im eigenen Heim befindet. Die Geliebte und die Frau sind für ihn zwei grundverschiedene Begriffe. Was ihn hier fesselt, stößt ihn dort ab, was er bei jener sucht, verschmäht er bei dieser. Lydia ist deshalb weniger zu tadeln, als es den Anschein hat, sie fühlte wohl, daß ihre Reize nicht mehr unumschränkte Macht besaßen und sie dachte deshalb unaufhörlich darüber nach, ihn auf's neue zu locken, sie ward erfinderisch wie eine Cokotte und Robert war kein Plato — o nein. — Es erging ihm eben wie allen Ehemännern, die um ein paar hübscher Augen willen die ewige Seligkeit verkauften und bei der Wahl ihrer Gattin nur die Sinne zu Rate zogen. Ein schönes Weib bietet dem Mann gar viel der Süßigkeiten, aber sie wirken wie eine Narkose, nur auf Stunden, und jedermann weiß, wie einem Narkotisirten bei wiederkehrendem Bewußtsein zu Mute ist — katzenjämmerlich. So oft Zweifel und Unruhe bei ihm einkehrten, suchte er seine Narkose, er betäubte sich unaufhörlich, das rief schließlich ein Gefühl der Übersättigung, des Eckels — ein katzenjämmerliches Gefühl in ihm hervor. Bis jetzt hatte sie ihm Tag für Tag auf's neue die Erlaubniß abgeschmeichelt, ihrer Tanzleidenschaft fröhnen zu dürfen, die paar Stunden in fröhlicher Gesellschaft ihrer Kollegen entschädigten sie für die Langeweile zu Hause. Aber bald kam der Moment, wo sie, vor dem Spiegel stehend, mit Thränen entdeckte, daß es vorläufig damit vorbei sei — nun hatte Robert seinen Willen, nun lebte sie für ihn allein, aber wie! Mit Grämen und Thränen! Die lustig plaudernde

Tänzerin verwandelte sich über Nacht in ein müdes, verdrossenes Weib. Robert, der Kinder überaus liebte, erblickte anfangs in dieser Veränderung nur den Glorienschein der Mütterlichkeit; ihn erfüllte die nahe Verwirklichung seiner Hoffnungen mit großer Freude. Von da an gab er seiner Frau in allem nach — natürlich, sie mußte ja geschont werden. Je mehr sich die Gazellenfigur der jungen Frau zu runden begann, um so nachsichtiger wurde der Gatte, um so mehr hoffte er auf häusliches Glück.

Lydia schien vorläufig seine Freude nicht zu teilen, sie empfand argen Verdruß, daß ihr Zustand sie von manchem ausschloß, was sie bisher freudig erregt hatte, und kein Tag verging ohne Thränen. Robert, der unverbesserliche Idealist, schleppte alles neue herbei, was auf dem Büchermarkte erschien, Romane, lyrische Gedichte, selbst Dramen, um seine Frau zu zerstreuen, doch sie schlief regelmäßig bei seinen Vorlesungen ein.

Es war ein trostloses Leben für beide Teile. Die Sinne sprachen nicht mehr und mit Schrecken gewahrten sie, daß nur flüchtige Leidenschaft sie verknüpft hatte, irres Liebesfeuer, das der erste Sturm verlöschte und daß jetzt kein Band mehr sie zusammenhielte — keines? Doch, das zu erwartende Kind stand wie ein Schutzengel zwischen Vater und Mutter und hielt mit seinen kleinen Händchen die Ehe zusammen. Ohne das Kind wäre Lydia wohl schon davon gelaufen und Robert? — — Geistig herabgestimmt, wie er war, hätte er sie vermutlich laufen lassen.

Zuweilen rannte die junge Frau zwischen den seidenen Wänden ihres Boudoirs hin und her wie ein gefangenes Vögelchen, das nicht übel Lust hat, sich das Köpfchen zu zerschellen am goldenen Gitter seines Käfigs.

4.

Bertha liebte und sie that es mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Naturells. Groß angelegt, mit aufgeweckten Sinnen und mächtigem Temperament, setzte sie ihr ganzes Sein an dieses eine Gefühl, das sie bisher nicht gekannt, das über sie gekommen war, wie der Sturmwind über die jungfräuliche Haide, mächtig, bezwingend. Abgestreift war die kecke Knabenweise, das spröde Waldkind war zum Weib geworden. Sie sah wohl die Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, aber ihre Liebe dachte sie zu überwinden. Wäre ihr Geliebter arm gewesen, sie hätte für ihn gearbeitet — verkannt, verachtet — sie hätte sich öffentlich zu ihm bekannt und ihn vertheidigt gegen eine Welt von Widersachern. Es lag etwas Brunhildenhaftes in diesem jungen Weibe, etwas Ungewöhnliches, Heroisches. Der Vater trug es am schwersten, sie machte ihn zum Vertrauten ihrer Liebe, sobald sie sich derselben bewußt war.

„Du mußt damit fertig werden, armes Kind" — hatte er ihr gesagt und da ihr Blick ihn voll Erstaunen traf: „Sagtest Du mir nicht, daß Richter Jude sei? Erlaubt Dir Deine Religion, Deine Erziehung eine solche Ehe einzugehen?" — — Bertha senkte das Haupt. — — „Und selbst wenn dieses Hindernis nicht bestände" — fuhr er

fort — „wäre eine solche Heirat für Dich ein Unglück. Sieh, ich hätte nie eingewilligt, Dich auf der Bühne zu sehen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du wie Wenige dazu berufen bist. Du wirst den Platz erreichen, den Du anstrebst und der Dir gebührt, ich werde Dich einst als große Künstlerin sehen. Das weiß ich ebenso gut, als daß Dein hiesiges Engagement und dieses Operettengeleier, das mich in tiefster Seele anwidert, für Dich nur ein Interimsstadium ist, die niederste Stufe jener Treppe, die zum höchsten Künstlertum führt. Eduard Richter, verstehe mich wohl, wird über diese Stufe nie hinauskommen. Ich habe genaue Erkundigungen eingezogen, er ist für das hiesige Theater eine ganz schätzenswerte Kraft, weiter nichts. Wenn Du ihn heiratest, hängt sich dieser Mann lähmend an Deine Schwingen, Du trägst ihn nicht hinauf zur Höhe, er zieht Dich mit hinab in die Tiefe, und sieh, Bertha, es wäre für mich der größte Schmerz, mein edelangelegtes Kind verkommen zu sehen, in diesem Sumpfe französischer Frivolität, die berufene Priesterin der Kunst leichtgeschürzt als Dirne eines Café chantant. — Ich kenne Dich und weiß, wie schwer es Dir werden mag, aber Du mußt mit dieser Liebe fertig werden, koste es was es wolle, Du mußt."

Sie ging — nach acht Tagen stellte sie sich wieder bei ihm ein:

„Ich kann nicht damit fertig werden, Vater."

Diesmal ging die Szene schon stürmischer ab. Sie fühlten beide, daß sie aus verwandten Stoffen seien, Stahl und Eisen gerieten hart aneinander. Bertha hatte so gut ihren Willen wie der Alte und die bräutliche Liebe drohte die kindliche zu ersticken.

Es war seitdem eine Spannung zwischen den beiden guten Kameraden. Der Förster lebte schweigend vor sich hin, Bertha mied seine Gegenwart. Wie ein Druck lag diese unselige Liebe auf der ganzen Familie, die Mutter weinte viel, die Schwestern verloren alle Munterkeit.

So ging der Sommer vorüber. Bertha hatte die Ferien im Walde zugebracht, bei Papa's befreundetem Nachfolger — umsonst, sie konnte nicht vergessen. Der innere Trieb war zu mächtig, mit allen Fasern ihrer Seele zog es sie zu dem Geliebten. Sie fühlte, daß es für sie kein Glück mehr gab, als an seiner Seite und darum zürnte sie ihrem Vater, dessen altmodischen Vorurteilen, wie sie wähnte, sie ihre Liebe zum Opfer bringen sollte.

Der Herbst kam und mit ihm die traulichen Abende, das Zusammenrücken im Nestchen — o, für Bertha gab es lange keine traulichen Abende mehr. Zu Hause sah man nur stumme, verdrossene Gesichter, deshalb ging sie jeden Tag in's Theater, auch wenn sie nicht beschäftigt war, dort sah sie den Geliebten wenigstens von weitem, er begleitete sie nach der Vorstellung und zu Hause vertraute sie dann ihrer Schwester Käthe alle Wonne und alles Weh, daß ihre Brust durchzitterte. An Käthen's Schwesterherzen hatte sie einen festen Halt, das wußte sie. Eines Abends im Oktober begegnete ihr der Erkorene. Es war ein rauhes Herbstwetter, der Wind ließ die Gaslaternen höher aufflackern und wirbelte bräunliches Laub in toller Flucht durch die Straßen. Richter nahm vertraulich Bertha's Arm:

„Huh! Wie kalt es ist! Mich fröstelt — laß mich an Dir erwärmen, Liebste!"

So aneinander geschmiegt schritten sie weiter, einer des

anderen froh. Sie sagte ihm, daß sie im Begriffe sei in's Theater zu gehen."

„Ich auch" — erwiderte er, „nur um Dich zu sehen, Du Süße, denn sonst brächte mich heute nichts aus meinem Stübchen. Es ist Sabbath — ahnst Du was das heißt? Meine Schwester ist ganz untröstlich, wenn ich sie an solchen Abenden allein lasse."

Bertha wußte, daß Richter eine ältere Schwester bei sich habe, die ihm die Hauswirtschaft führte. Er hatte zu verschiedenen Malen von seinem Hausmütterchen geschwärmt, dem er das Leben nicht allzu leicht mache und nun sollte sie noch schuld sein, daß er die treue Gefährtin am Festabend allein lasse!

„Führe mich zu Deiner Schwester" — sagte sie — „wir wollen zusammen Sabbath feiern."

Richter hatte eine kleine Wohnung in der Nähe des Theater's, sie war einfach, aber nett möbliert und Bertha dünkte sie ein Paradies. Der Tisch war weiß gedeckt, die Zimmer hell erleuchtet, mit einer wahren Lichtverschwendung, wie Bertha meinte, sie wußte nicht, daß dies eine religiöse Sitte. Glückstrahlend und lichtumflossen stand sie Hand in Hand mit dem Geliebten vor der erstaunten Schwester. Diese bewillkommte sie demütig, gerade als wäre Bertha schon die Herrin dieser Räume, der Bruder mußte sie längst von allem unterrichtet haben. Man setzte sich zu Tisch, von der Zukunft plaudernd. O, in diesem Augenblick gab es für unser Pärchen keine Hindernisse, sie waren glückliche, fröhliche Kinder. Bertha entschwand die Zeit im Fluge, nach zwei Stunden verabschiedete sie sich, sie hatte das Bedürfnis der treuen Käthe ihr Herz auszuschütten.

Zu Hause angekommen, fand sie die Schwester schon im festen Schlafe. Wecken wollte sie die Gute nicht, aber es drängte sie, ihr Gefühl heute noch auszusprechen. So griff sie denn zum Tagebuche und vertraute ihm die Ereignisse des Abends:

Am 18. Oktober.

'S ist Sabbath heut' — die Sonn' ist unter,
Viel Kerzen brennen im Gemach,
Hast sie mit eig'ner Hand entzündet
Und siehst noch einmal ordnend nach,
Ob würdig Deiner Festesfreude
Das weiße Linnen auf dem Tisch,
Ob blank die Gläser, voll die Flaschen,
Und ob die Veilchen alle frisch,
Die Du um jenen Stuhl gewunden,
D'rauf die Prinzessin sitzen soll,
Prinzessin Sabbath, heiß erwartet
Von Dir, seit einer Stunde wohl.
Im Ofen brennt ein lust'ges Feuer,
In Deinem Aug' der Widerschein,
Von jener tausendjährigen Flamme,
An der die Herzen sich erfreu'n.
Im Zimmer ist es so behaglich,
Rings Festesglanz — schon ist es Zeit —
Sabbath hat überall begonnen —
Da öffnet sich die Thüre weit —
Gieb Achtung, die Prinzeß erscheinet!
Ein junges Mädchen schlüpft herein,
'S ist die Prinzessin Deines Herzens,
Ein munt'res Ding — wer kann es sein?
Ohne viel Worte nur zu machen,
Stürzt sie in Deine Arme sich —
Ich muß sie näher mir betrachten —
O Gott — die Glückliche bin ich!

An Deinem Herzen lieg ich wieder,
Dein Atem sich mit meinem mischt,
Du suchst die Spuren Deiner Küsse,
Die noch kein Anderer verwischt. —
'S ist Sabbath heut' — ich fühl's im Herzen;
Du nennst mich weinend Deine Braut,
Wir beten zu demselben Gotte,
Dem uns're Lieb' wir längst vertraut.
Du führst mich feierlich zu Tische
Und brichst mit frommem Spruch das Brod
Und reichst es mir, wie es Dein Vater
Der Mutter gab, die beide tot.
Ach die Erinnerung ist schmerzlich
Und süß zugleich, ich kann's versteh'n,
Wenn Du vom Vaterhaus berichtest,
Von Deiner Mutter gut und schön,
Von Eurer lieben, vielgeschmähten,
Mir tief verwandten Religion,
In der ich Dich geliebet habe,
Lange, eh' ich Dich kannte, schon.
Die Kerzen sind nun am Erlöschen
Und ich muß fort — Geliebter sprich,
Wann werde ich Dich wiedersehen?
Wann darf ich wieder küssen Dich?
Wenn wieder Sabbath kommt, mein Mädchen,
Antwortest Du mit feuchtem Blick.
Ach Lieb, wie soll ich das verstehen?
Klingt es aus meinem Mund zurück,
Wenn ich Dich seh', ist immer Sabbath,
Wenn ich Dich herzen, küssen kann,
Dann laß die Feierglocken läuten,
Dann bricht der Festtag für mich an.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bertha überlas noch einmal laut, was sie geschrieben hatte und das Gefühl übermannte sie derart, daß sie wohl

zu laut geworden sein mochte, wenigstens überhörte sie ein leises Klopfen, das sich bereits zum zweitenmale von der Thür her vernehmen ließ. Endlich ward dieselbe geöffnet, Bertha's Vater stand auf der Schwelle.

„Du studierst noch so spät?"

„Nein" — sagte sie stolz, „ich schrieb und überlas, was ich geschrieben hatte."

„Jetzt, um diese Stunde, da alles im Haus schon im tiefsten Schlafe liegt?"

Ich konnte nicht schlafen, ich bin eben erst nach Haus gekommen."

„Ist heute das Theater so spät ausgeworden?"

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte sie: „Ich war nicht im Theater."

„Ah!"

Der alte Herr schloß die Thür und trat näher. „Nicht im Theater? Darf man fragen, wo Du jetzt Deine Abende zubringst?"

Die grollende Ironie in der Stimme des Alten empörte ihr Innerstes, sie schlug trotzig die Arme übereinander:

„Nicht diesen Ton, mein Vater! Du kennst mich und weißt, daß ich nicht lügen kann — frage mich nicht weiter!"

„Ich denke, ich habe ein Recht zu fragen. Wo warst Du?" — —

Die Stimme klang diesmal überlaut, fast drohend. Käthe mußte davon erwacht sein, denn die Gardinen an ihrem Bette bewegten sich lebhaft. Bertha war aufgesprungen und stand ihrem Vater gegenüber. Ihre Brust wogte, — die Liebe zu Richter hatte ihr ganzes Denken und Empfinden so ausschließlich in Besitz genommen, daß

sie keinem Menschen das Recht zugestand etwas dagegen zu sagen, selbst dem eigenen Vater nicht. Sie hatte ihm ja alles freiwillig bekannt, sie hatte sich Mühe gegeben damit fertig zu werden, wie er es von ihr verlangte, — sie konnte nicht, — was wollte er noch von ihr? Sie konnte sich das Gefühl nicht aus dem Herzen reißen und seit sie sich darüber klar geworden, hielt sie diese Liebe für ihr göttliches Recht und den Vater, der gekommen war, ihr dieses Recht streitig zu machen, betrachtete sie fast wie einen Feind. Vergessen waren die glücklichen Kinderjahre im kleinen Forsthause, vergessen die langen Wanderungen durch die Wälder an der Seite des besten aller Väter, wie sie ihn damals nannte, jene Spaziergänge im Morgenthau, da sich ihr Sinn schuldlos und fröhlich mit der Lerche in die Lüfte schwang, und wo sich ihr des Vaters Herz erschloß wie keiner der Schwestern. Leidenschaftlichen Naturen geht es gewöhnlich so: die erste Liebe ergreift sie so mächtig, daß jede Erinnerung an vergangenes Glück erlischt und ist diese Liebe auch nur ein Irrtum, so ist sie ein großer, gewaltiger. Bertha dachte nicht an den Schmerz ihres Vaters, sie fühlte nur, daß er ihr Schmerz verursache. Sie war heute so selig gewesen, die Verse in ihrem Tagebuche jubelten es nach — weshalb kam dieser Mann und griff mit rauher Hand nach ihrem Glücke? Weshalb lehnte er sich auf gegen diese Liebe, von der sie überzeugt war, daß ein Gott sie ihr ins Herz gelegt? — Ja, sie betrachtete ihn mit recht feindseligen Blicken, den alten Mann im grauen Haar und zu stolz, um zu lügen, und zugleich von innerem Groll gepeitscht, schleuderte sie ohne jede Schonung den Pfeil ab, der ihn treffen mußte.

„Ich war bei Eduard Richter!“

Es klang so kalt, fast triumpfierend, sie fügte kein Wort zur Beschönigung bei, nicht daß sie den Abend in Gesellschaft seiner Schwester zugebracht, nichts was ihre Handlungsweise in milderem Lichte erscheinen ließ. Sie wußte, daß sie ihren Vater damit empfindlich treffen könne, und es war, als beabsichtige sie es. Wohl fühlte er den Schlag im Innersten, aber keine Wimper zuckte, trotzig stand er seiner trotzigen Tochter gegenüber, Stahl und Eisen klirrten, daß die Funken stoben. „Dirne!“ — keuchte er und — „Vater!“ — schrie es verzweiflungsvoll auf, aber es war nicht Bertha, — die stand nur um eine Nüance bleicher, doch sonst ungebeugt da, Käthe hatte den Schrei ausgestoßen und lag zwischen Vater und Schwester weinend auf den Knieen.

„So weit also wären wir! Deine maßlose Leidenschaft läßt Dich die grauen Haare Deines Vaters beschimpfen. Deiner tollen Liebe opferst Du Vater und Mutter, selbst die Ehre der Schwestern!“

Sie verstand ihn nicht gleich, die Augen erweiterten sich wie im Schrecken, doch als sie den Sinn seiner Worte begriff, verschloß ihr der Stolz den Mund. Er hielt sie für schlecht? O, wie das ihr Herz empörte! Sie schwieg, das sollte seine Strafe sein. Es dünkte ihr verächtlich sich zu verteidigen.

Ungestüm schob der Alte die weinende Käthe von sich und wandte sich neuerdings an Bertha:

„Hier schwöre ich es Dir: wenn Du nicht im stande bist, diese sündhafte Liebe von Dir zu werfen, so bist Du mein Kind nicht mehr. Willst Du entsagen, Bertha?“

„Nein! — ich kann es nicht.“

„Bertha — bedenke, was Du aufgiebst, bedenke, was Du dafür eintauschest! Mein Kind, ich will es Dir leicht machen: wir ziehen fort von hier, Du wirst eine angemessene Stellung an einem anderen Theater finden und wenn Du —“ er zögerte den Namen auszusprechen, — „wenn Du ihn nicht mehr siehst, wirst Du bald vergessen lernen. Die Liebe Deiner Familie und das Bewußtsein erfüllter Pflicht wird Dich für alle Leiden entschädigen.“

Sie lächelte mühsam. „Eine Dirne, Vater — wäre das möglich?“

„Ich will es Dir abbitten dieses Wort, entsage und ich bitte es Dir auf meinen Knieen ab!“

„Ich kann nicht, Vater — was quälst Du mich? — Ich kann nicht.“

Jede Spur von Weichheit verschwand aus den Zügen des Alten, er richtete sich hoch auf. „So geh“ — rief er drohend, „geh zu Deinem Erwählten, ich habe kein Kind mehr.“

Kein Laut kam aus ihrem Munde, keine Thräne aus ihrem Aug. Sie machte sich von der Schwester los, als wollte sie dem Befehl sofort nachkommen.

Durch diese Bewegung noch mehr aufgestachelt, rief der Vater: „Du willst heute noch zu ihm? Ja, ja, ganz recht, nicht eine Stunde länger sollst Du in diesem Hause sein. Geh und erspare Deinen Schwestern die Schmach, über Dich erröten zu müssen.“

Er wandte sich rasch und verließ das Zimmer. Nun lag Bertha freilich auf dem Boden und weinte herzbrechend, aber was half's? Auf alle Vorstellungen Käthens hatte

sie immer nur den einen Schrei: „ich kann nicht von ihm lassen, ich kann nicht!“

Endlich wurde sie ruhiger, griff nach Hut und Mantel und schickte sich an das Haus zu verlassen, Käthe sah ihr angstvoll zu.

„Du wirst doch die Worte des Vaters nicht ernstlich nehmen?“

„Gewiß. Er soll nicht genötigt sein mich ein zweites Mal aus dem Hause zu jagen.“

„Jetzt willst Du gehen, jetzt, mitten in der Nacht?“

„Um so besser, jetzt kann mir Niemand ins Gesicht sehen, am Tage müßte ich mich vor den Leuten schämen.“

„Sage mir wenigstens, wohin Du Deine Schritte lenkest!“

„Noch weiß ich es nicht, aber wenn es wahr ist, daß wir Menschen einen Schutzengel haben, so wird mich der meine sicher irgend wohin geleiten, wo ich für’s erste geborgen bin.“

Käthe wollte sich an sie klammern, aber sie ließ sich nicht aufhalten.

„Sei still“ — sagte sie, „es ist am besten so. Eduard wird unsere Verbindung beschleunigen und — einmal verheiratet — wird sich der Vater auch darein ergeben.“

Sie sprach der Schwester Mut zu, aber in ihrem Herzen sah es gar nicht so hoffnungsfreudig aus. Tiefe Bekümmernis in den Zügen, stürzte sie in den Hausflur, an Robert Waltrop vorüber, ohne ihn auch nur zu bemerken.

Er hielt sie auf: „Wohin denn so spät in der Nacht?“

Sie sprach nicht gleich, die Scham verschloß ihr für einen Augenblick die Lippen, aber sie konnte nicht lügen

und antworten mußte sie: „Fort“ — sagte sie deshalb trotzig, — „mein Vater hat mich aus dem Hause gejagt.“

Robert hielt ihre Hand fest: „Aufrichtig gestanden, ich bin nicht durch Zufall hier. Lydias Schlafgemach liegt über dem Ihren, die Wände sind dünn, wir hörten einiges und vermuteten das übrige, meine Frau schickt mich herunter und läßt Sie bitten, zu ihr hinauf zu kommen.“

Bertha drückte Roberts Hand und erstieg, ohne ein Wort zu erwidern, die Treppe zu Lydias Wohnung. Das Schlafzimmer war matt erleuchtet, die Tänzerin streckte ihr aus einem spitzenbesetzten Bette die Hand entgegen. Nebenan stand eine Wiege, zierlich wie eine Muschel, mit rother Seide ausgefüttert, darin piepste es wie in einem Vogelneſtchen. Bertha stand eine Weile regungslos auf der Schwelle. Sie erinnerte sich, schon vor einiger Zeit gehört zu haben, daß Frau Waltrop mit einem Söhnchen beschenkt worden sei; aber in ihrem Liebesschmerze hatte sie die Nachricht nicht weiter beachtet, um so mächtiger wirkte das Bild: die schöne Mutter in den Kissen, die Wiege mit dem wispernden Stimmchen, das sprach alles so friedlich, so glückverheißend auf sie ein! An der Wiege des fremden Kindes fand sie ihre Hoffnungsfreudigkeit wieder. Sie erzählte den Freunden, was ihr Herz bedrückte, man kam dahin überein, daß sie die Nacht im Schlafgemach der jungen Mutter zubringen solle, am andern Morgen würde ihr Robert eine passende Wohnung suchen helfen. Noch in dieser Nacht schrieb sie an den Vater, bat ihn um Verzeihung für das Leid, das sie ihm bereite, das sie ihm bereiten müsse, nach der bekannten Bibelstelle: „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen.“ Sie schwur ihm aber auch, dem Ge-

liebten nicht eher anzugehören, als bis sie ihm angetraut worden. Die Tochter demütigte ihren Trotz und bat so rührend und versprach so aufrichtig, sie fand wieder die kindlichen Worte von früher. Doch der Vater verbrannte den Brief ungelesen und Bertha wartete vergebens auf Antwort.

„Was sagte ich Ihnen an meinem Hochzeitstage?“ — sprach Frau Lydia den andern Morgen zu Bertha, die, Abschied nehmend, vor ihr stand. „Sie schienen ganz erschüttert, daß ich ohne der Eltern Segen in die Kirche — ah pardon — nach dem Standesamt fahren wollte, da sagte ich Ihnen: wer weiß, ob Sie einst Ihre Ehe nicht unter ganz ähnlichen Umständen schließen, wie ich die meine. Nun sehen Sie — zur Hälfte ist meine Prophezeihung schon in Erfüllung gegangen. Ich bin abergläubisch und ich möchte darauf schwören, daß Sie in Ihrer Ehe die gleichen Schicksale haben werden wie ich.“

„Dann werde ich in meiner Ehe auch Entschädigung finden für das Leid, das mich betroffen, denn nicht wahr — Sie sind glücklich, Lydia?“

Die Tänzerin seufzte, — Bertha hörte es nicht, denn das Kind ließ in diesem Augenblick sein helles Stimmlein ertönen. Es war wie eine Anklage, ein Protest gegen den mütterlichen Seufzer, Bertha nahm den Knaben aus der Wiege und herzte ihn thränenden Auges.

5.

Josi Seydl, der göttliche Sänger, der Damenheld, der ewig Heitere, der ewig Übermütige, — war krank. Wie sein eigener Schatten schlich er umher, die Mädchen verschleuderten umsonst ihre kokettesten Blicke, er bemerkte sie nicht einmal. „Was fehlt dem kleinen Casanova?" fragten seine Freunde.

„Liebe" — seufzte er, und wenn man darüber lächelte, setzte er ärgerlich hinzu: „Spaß bei Seite, ich bin gemütskrank."

Das ging freilich über den Spaß! Seydl gemütskrank! Der ewige Spötter, der Knabe mit den Erfahrungen eines Mannes und der Philosophie eines Weisen — gemütskrank! Ja, besaß er denn überhaupt so ein Ding, das man gemeiniglich mit dem schönen Namen „Gemüt" bezeichnet?

„Wie leben Sie?" — fragte ihn einst ein Bekannter, der ihn lang nicht gesehen hatte. „Ich pflücke die guten Früchte und werfe die schlechten bei Seite" — war seine Antwort, und bei dieser Lebensanschauung hieß es jetzt: „Seydl ist gemütskrank!" Ein Gelächter lohnte jeden, der die Nachricht verbreitete.

Der arme Seydl! Die Frauen hatten ihn verdorben. Von seiner frühesten Jugend an, wo er, mit der Geige unter dem Arm, vom Elternhause fortwanderte, um sich

sein bischen Lebensunterhalt spielend zu verdienen, waren es die Frauen, die ihn beschützten. Er mag damals ein hübscher Zigeunerbube gewesen sein mit seinen blitzenden Augen und den wirr herabhängenden Locken — das heißt, wenn ich sage Zigeuner, so geschieht es nur in Hinweis auf seine Wanderungen, in Wahrheit entstammte er einer ehrenwerten, aber ärmlichen Familie in Ungarn, die so reichlich mit Söhnen gesegnet war, daß für die letzteren nichts übrig blieb, als — kaum flügge — zum Wanderstab zu greifen, um sich so gut als möglich durch die Welt zu schlagen. Unser Josi hatte Glück, denn die Weiber protegierten ihn. Das Bauernmädchen auf der Pußta, die Dame im Salon — es war immer dasselbe. An seinem sechszehnten Geburtstage kam er müde und bestaubt von langer Wanderung an einem prächtig gelegenen Herrensitz vorüber. Es war eine fröhliche Gesellschaft im Park versammelt, helle Damentoiletten wurden in den Laubgängen sichtbar, jubelnde Kinderstimmen ertönten. Der Knabe lehnte sehnsüchtig am Gitter. — Drinnen machten sie offenbar ein Gesellschaftsspiel, Federbälle und Reifen flogen durch die Luft, schließlich verirrte sich einer über den Zaun und fiel Josi zu Füßen. Es war sein Glücksreif. Er hob ihn auf und — „Du, Zigeuner, bring mir meinen Reif" — klang es an sein Ohr. Es war eine hübsche Frau, die so sprach, etwa zehn Jahre älter als Josi, der Knabe stand wie geblendet vor der vornehmen Erscheinung. Als er ihr das Spielzeug übergab und seine Augen in die ihrigen blitzten, da flog die Glücksgöttin über seinem Haupte vorüber, die Schale neigte sich, ein Tröpflein, das am Rande zitterte, traf unseren glücklichen Sänger und — seine

Zukunft war gesichert. Fünf Minuten später gab er der Gesellschaft seine schönsten Weisen auf der Fiedel zum Besten, noch weitere fünf Minuten später waren sämmtliche Frauen und Mädchen in ihn verliebt und nach dem alten Spruche: «Ce que femme veut — Dieu le veut,» kann man sich wohl denken, daß der junge Musikant seinen Wanderstab sobald nicht weiter setzte und als er nach mehreren Wochen ging, war er nicht mehr der arme Wanderer von früher, er reiste wie der Sohn eines vornehmen Hauses, mit Geldern und Empfehlungen reichlich versehen, nach der Hauptstadt, um sein musikalisches Talent weiter auszubilden. Der Herr Graf oder die Frau Gräfin — pardon — ich bin darin nicht genau unterrichtet, hatten an seinem Spiel solches Gefallen gefunden, daß sie beschlossen, ihn zum Künstler heranbilden zu lassen. Was seine Virtuosität auf der Geige betrifft, so stellte sich bald heraus, daß der größte Zauber in der Persönlichkeit des Virtuosen lag und die Männer nicht ebenso befriedigte wie die Frauen. Aber man entdeckte an ihm eine leicht ansprechende Tenorstimme mit hohem, süßem timbre, Lebhaftigkeit im Ausdruck, Grazie in der Bewegung und es gelang seinen Protektoren, aus ihm einen Sänger für die Spieloper zu machen, wie es wenige auf deutschen Bühnen geben mag.

Daß Josi seiner schönen Gönnerin stets ein dankbares Andenken bewahrte, ist wohl ganz natürlich. All seine freie Zeit brachte er bei ihr zu, er war ihr Eigentum und sie tändelte mit ihm mehr als Beiden gut war. Scherzend sagte sie wohl zu ihren Freunden: „ich muß den Jungen erziehen, ich muß meinen Zigeuner salonfähig machen!" — „Er ist ja noch so jung, ich könnte seine Mutter sein" —

setzte sie kokettt hinzu, wenn man sie auf die Gefahren dieses vertrauten Umganges aufmerksam machte; sie hieß ihn auch oft „mein Söhnchen“ und „mein Kleiner“ — — Josi befand sich recht wohl bei dieser Bemutterung. Aber das Umherschlüpfen in den Boudoirs, dieses Gemisch von Parfum und Poudre de riz, der Anblick dieser Leibchen und Unterröcke verdarb seine Phantasie — das Söhnchen fing an, der schönen Mutter gefährlich zu werden. In der Nachbarschaft sprach man heimlich und offen über das Verhältniß. — — In der Umgebung der Gräfin befand sich auch ein junges Mädchen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, die schlanke Irma — ein stilles, scheues Kind, eine Waise, die von der Gräfin als Gesellschafterin aufgenommen war. Josi beachtete sie kaum, er hielt sie für blöde, weil sie so wenig sprach und weil ihn ihre Augen stets so traurig ansahen. Was ist da noch viel zu erzählen? Was kommen mußte, kam. Unser Liebespärchen wurde von Tag zu Tag unvorsichtiger, die Nachbarschaft sprach immer ungenierter, der Herr Graf schöpfte endlich Verdacht, er stellte der Frau Gräfin eine Falle, aber die Frau Gräfin war — wie in den meisten Fällen, schlauer als der Herr Graf, die Gesellschafterin wurde vorgeschoben, der Gemahl bat reumütig um Verzeihung und ehe der Sänger nur zum Bewußtsein kam, war er erklärter Bräutigam der stillen Irma.

Du staunst, mein Leser? Seydl verheiratet? Ja — in der That verheiratet oder doch so gut wie verheiratet. Die Ehe währte nur wenige Monate, dann ging die junge Frau zu ihrer gräflichen Gönnerin zurück und Josi verließ sein Vaterland, um in einer süddeutschen Stadt Engagement

zu nehmen. Keiner von den Kollegen ahnte etwas davon, Seydl führte das Leben eines Junggesellen und hütete gar ängstlich das Geheimnis seiner Verheiratung. — — Ob er seiner jungen Frau überhaupt noch gedachte? Wer weiß es. Die Beiden mögen eine eigentümliche Ehe geführt haben, die stille, schweigsame Frau, die sich wie eine Mimose bei der leisesten Berührung zurückzog, und der übermütige, von den Weibern verwöhnte Künstler. Er wußte nicht, ob sie sein Verhältniß zur Gräfin kannte, doch mochte sie der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Dieser Gedanke machte ihn erröten und ihr forschender Blick wurde ihm bald unerträglich. — Ob sie ihn liebte? — Anfangs zweifelte er nicht daran, ihre Einwilligung zur Heirat wurde ihm nur dadurch erklärlich, aber sie setzte seinen Annäherungen stets eine solch jungfräuliche Herbheit entgegen, daß er auch daran nicht mehr glaubte und der gräflichen Freundin ernstlich zu zürnen begann, die ihn, nur um ihr Renommee zu retten, an einen Eisblock fesselte, an eine blöde Landjungfer, wie er Irma in seinen Gedanken titulierte. Er hielt sich für das Opfer und dachte keinen Augenblick daran, welches Verbrechen man an dem jungen Mädchen begangen hatte.

Wie die Dinge lagen, war eine rasche Trennung wohl das beste für die Beiden. Die Frau Gräfin erzählte eingeweihten Freundinnen lachend, die junge Frau habe in der ersten Nacht ihre Unschuld mit der Pistole vertheidigen wollen und dadurch sei dem Gatten alle Lust an ehelichen Liebkosungen vergangen. Wie dem auch sei, jedenfalls waren die Intriguen der Gräfin von schädlichster Wirkung für das Zusammenleben der Gatten: sie glaubte dadurch

Josi zu sich zurückzuführen, aber darin täuschte sie sich — sie entfernte den jungen Mann.

Eines Tages trennte sich das Ehepaar in aller Stille und Seydl, der unseligen Verhältnisse müde, brach die Beziehungen mit der Heimat und den alten Freunden ab.

Beinah acht Jahre waren darüber hingegangen — wie es schien, gedachte er seiner kurzen Ehe nicht mehr. Ob aber die junge Frau ebenso schnell vergaß? Wer kann es wissen! Ängstlich hütete er sein Geheimnis, niemand sollte etwas erfahren und nun hatte jene Unbekannte, deren gereimte Briefe stets sein ganzes Blut in Wallung brachten, ein Wort hingeworfen, als ob ihr dieser Roman nicht unbekannt sei — das war's, was unsern Sänger so veränderte, was ihn gegen alles andere so teilnahmslos machte. Diese anonyme Briefschreiberin hatte seine Phantasie mächtig erregt, ihre kühne Rede, die poetische Ausdrucksweise, das Mysterium, mit dem sie sich umgab, reizte sein Verlangen und raubte ihm die Ruhe. Nach dem ersten Briefe hatte er lange nichts mehr gehört, endlich, nach einem halben Jahre etwa, erhielt er eines Abends im Theater einen herrlichen Blumenkorb und zwischen Rosen und Gardenien halb verborgen folgendes Briefchen:

Mein Darling!

Laß Dir endlich sagen,
Warum so lang ich schweigen mußt:
Ich war verreist und viel beschäftigt.
Zwar trug ich immer in der Brust
Den Nachklang Deiner süßen Stimme
Und jenen Zauber der Figur,
Deiner Geberde, Deines Lachens —
Jedoch es blieb beim Denken nur.

Man hat noch anderes zu sorgen,
Das kennst Du selbst am besten, gelt?
Wer ist davon befreit geblieben?
Ich weiß es jetzt — Du bist vermählt.
Nun sollst Du mich nicht falsch verstehen,
Dein home kümmert mich wahrlich nicht.
Man kann zu Haus mit aller Liebe
Erfüllen seine Gattenpflicht
Und doch nach Idealen streben; —
Dem Künstler — sieh — verzeiht man viel.
Du bist entsühnt durch Deine Stimme,
Durch Deiner Kehle Saitenspiel. — —
Doch möcht ich herzlich gerne wissen
Wie Du als Mann darüber denkst!
Ist's nicht zu viel, wenn ich verlange,
Daß Du mir auch ein Briefchen schenkst?
So wie Du bist, sollst Du Dich geben,
Noch kenne ich nicht Deinen Geist,
Nicht Dein Gemüt und jene Schwingen,
Die man ja wohl die Seele heißt.
Noch weiß ich nicht, ob Du es wünschest,
Näher mit mir bekannt zu sein.
Dein Briefchen soll mir alles sagen,
Du schickst es poste restante ein
Unter der Nummer hundert sieben
Und mit der Chiffre L und T —
Wenn Du Dein Bild noch bei willst legen,
Wohl niemand da ein Unrecht säh'.
Hier dürfen wir uns nicht begegnen,
Es steht zu vieles auf dem Spiel,
Jedoch auf ganz neutralem Boden
Ich Dich recht gerne treffen will.
Ja — darin mußt Du mir gehorchen,
Wir gehen beide von hier fort,
Du nennst mir Deine Sommerfrische,
Und dort — an lauschig stillem Ort,

Im Grünen, unter hohen Bäumen,
An heimlich weltvergeß'nem Platz —
Da will ich meines Sängers harren,
Da herz' ich meinen süßen Schatz.
Dort mach' von Blumen ich das Bette,
Tandaradei das Vöglein singt —
„Unter der Linden, auf der Haide" —
Das alte Lied im Ohr mir klingt.
Doch wie ich Dir schon einmal sagte,
Nur einen einz'gen Augenblick
Darf ruhen ich an Deinem Herzen,
Ein süßes, traumhaft kurzes Glück.
Schnell wie die Fee im Ammenmärchen
Entschlüpfe Deinen Armen ich — —
Nun lebe wohl, schreib mir gleich morgen
Und denk einstweilen hübsch an mich.

Lilith.

Dieser zweite Brief war durchaus nicht dazu angethan Seydl zu beruhigen. Kaum, daß er seine Gedanken zusammen halten konnte, um seine Rolle ordentlich durchzuführen. Beständig irrten die Blicke in den Logen umher, von einer der geputzten Damen zur andern und jeder schien zu fragen: „Bist Du es? Bist Du Lilith?" Dieses Hingeben an einen Gedanken, dieses Sehnen nach einem Gegenstande, machte den armen Menschen nervös. Hundertmal des Tages legte er sich die Frage vor: wer kann sie sein? In seinem Bekanntenkreis war nicht eine Schöne, der er solche Freiheit im Empfinden, solche Kühnheit und Kraft des Ausdrucks zugetraut hätte; nein, so lange er auch grübelte — Keine! Keine! Einen Augenblick dachte er an die Gräfin, verwarf aber diese Idee sogleich wieder. Ja, den Gedanken der Intrigue hätte sie wohl fassen können, aber die Durchführung sah ihr nicht ähnlich,

solch feine Fäden vermochten ihre Hände nicht zu spinnen. Für einen Collegenwitz war die Sache doch zu geistreich angelegt und dann waren die Briefe offenbar auch von einer Dame geschrieben: diese schrankenlose Bewunderung, dieses Zeigen und sich verstecken, dieses Spielen mit dem Feuer, diese Liebe ohne Logik und ohne Consequenz, das Alles deutete auf die Frau und die ganze Art und Weise, wie es zum Ausdruck gebracht wurde, auf die Frau aus der sogenannten guten Gesellschaft.

Seydl ging heute, ganz seiner Gewohnheit zuwider, nach der Vorstellung nicht in's Restaurant, sondern direkt nach Hause, wo er sich nur ein Glas Sherry geben ließ und dann eiligst begann die Briefe seiner Unbekannten zu beantworten. Er schrieb bis zum Morgengrauen. Der prikelnde Reiz, sich heimlich geliebt zu wissen, nahm ihn so vollständig gefangen, daß der erfahrene Josi wieder naiv wurde wie ein Knabe. Rückhaltlos vertraute er seiner Unbekannten Alles, seine Jugenderinnerungen, seine Liebe und Ehe, er beschwor die Dame, aus ihrer Verborgenheit herauszutreten und ihn von seinen Qualen zu erlösen. „Mitleid!“ — schrieb er, „wenn ich Ihnen in der That nicht gleichgültig bin, haben Sie Mitleid!“ — — — Er sprach von seiner jungen Frau und wie es kam, daß er an sie gefesselt sei, er klagte sich selbst an und erbot sich alle Beziehungen zu lösen, die ihn noch mit jener verknüpften.

Daraufhin schrieb sie ihm:

Wär' ich ein Weib, so schwach wie andre,
Es müßte wahrlich mich erfreu'n
Hör' ich Dich so von Scheidung sprechen;
Doch sieh — ich habe nichts gemein

Mit schwachen Geistern, kannst es glauben,
Und drum, wenn ich Dir wert sein mög' —
Laß es nicht Deinem Weib entgelten,
Daß ich gekreuzt hab Deinen Weg.
Was ihr für Fehler auch anhaften,
Sie liebt Dich und sie ist ein Kind. —
Habe Geduld und trage schweigend,
Sei größer als sonst Männer sind!
Du mußt es mir zu Lieb versprechen,
Bin ich wirklich Dein Ideal,
Dann will ich Dich zur Sonne tragen
Und nicht hinab in's düst're Thal.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf Josi's Bitte, ihm doch wenigstens ihre Photographie zu senden, schrieb sie:

Nicht daß für unwert ich Dich halte,
Mein Darling, dann liebt ich Dich nicht,
Doch find' ich das Versteckenspielen
Doch gar zu reizend ohne Licht.
Und hast Du erst mein Bild in Händen,
Dann wirst Du forschen, ohne Rast,
Nach Nam' und Stellung, wirst nicht ruhen
Bis Du mich auch gefunden hast.
Drum hab' Geduld, mein lieber Sänger,
Verlang zu viel nicht auf einmal!
Gern will ich Dir mein Bild entwerfen —
Nun sieh', ob dies Dein Ideal:
Nicht allzu groß, lebhaften Geistes,
Südlichen Typus, eher voll
Als dünn und zart, mit dunklen Augen,
Bald traurig blickend und bald toll
Vor Lustbarkeit und tausend Scherzen,
Die Haare leicht kastanienbraun
Und kleine Hände, kleine Füße, —
'S ist keine Schönheit just zu schau'n,

Doch im Ensemble eine Seele,
Ein Blitz, der die statue belebt,
Der um die unscheinbarsten Dinge
Den Zauber des Pikanten webt.
Nun laß die Phantasie ergänzen,
Was an dem Bilde Dir noch fehlt,
Laß mich im Traume Dir erscheinen,
Wenn Dich die Neugier zu sehr quält.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Also ihr Bild wollte sie ihm nicht schicken! Seydl dachte manchmal, die Gute wird alt und häßlich sein, aber er warf den Gedanken gleich wieder von sich: „nein, nein! Wer solche Briefe schreibt, der muß von Angesicht schön sein, die Bildung und Grazie muß sich in ihren Zügen ausdrücken!“ Eine sehr vage Behauptung, aber er klammerte sich daran. „Und wenn sie alt und wenn sie häßlich wäre,“ — sagte er gleich darauf wieder, „ich liebe ihren Geist, ihre Pikanterie, ja ich liebe sie! ich liebe sie!“

Nun kenn ich Dich — — — — — — — — — —

schrieb sie ihm zur Antwort auf einen seiner langen Briefe

— — — — — nun ist es mir,
Als wär' ich längst schon Freundin Dir.
Wie Du so einfach und natürlich,
Wie Du so heiter und manierlich
Dein Herz mir aufschlägst wie ein Buch
Und sagst: nun Unbekannte, such'
Dir selbst die frischen Geistesblüten,
Du magst sie treulich mir behüten!
Dann klagst der Freundin Du Dein Leid,
Und öffnest ihr die Seele weit.
Du sprichst von Deiner kranken Ehe —
Wohl — festgeschmiedet ist das Wehe,
Es lastet schwer auf dem Gemüt, — —
Mein Freund, ich sing' das gleiche Lied.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie war also gleichfalls verheiratet, — was hätte sie sonst damit sagen wollen? Seydl war der Gedanke peinlich, er konnte ihn nicht los werden. Seine Ehe drückte ihn nicht viel, er dachte kaum einmal daran, aber sie — sein Ideal, seine Angebetete, in den Händen eines Andern, — es war unerträglich! Er hätte ihn würgen können, diesen Andern! — — Er liebte eine Frau und wußte nicht welche, er war eifersüchtig und wußte nicht auf wen. Armer Josi! er litt wirklich, der hübsche kleine Sänger. Seine Briefe wurden immer dringender, er klagte, er schmollte, er drohte sich ein Leid anzuthun, sie vertröstete ihn von einem Sommer zum andern, von einer Ferienreise zur andern. Schon einige Jahre trug er jetzt die Farben seiner unbekannten Geliebten. Im Frühjahr hatte es begonnen, an jenem denkwürdigen Tage, da Bertha Wiedemann zum ersten Mal die Bühne betrat, so manche Lenze waren seitdem in's Land gegangen. Bertha war längst mit Richter vermählt und Josi seufzte noch immer unter der Last seiner unsichtbaren Ketten. Diesen Sommer also — länger wollte er nicht warten, wenn die Geliebte ihn diesmal nicht erhörte, dann wollte er sich von ihr lossagen, oder — sich töten, was nach seiner Meinung auf das Gleiche herauskam, denn er war verliebt, unheilbar verliebt in einen Namen, ein körperloses Wesen, einen Dämon, einen Vampyr!

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Wie jener Ritter Lohengrin — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

schrieb sie ihm einmal — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Tret' mysteriös ich vor Dich hin

Und sag: nie sollst Du mich befragen
Mein Freund, noch Wissenssorge tragen,
Warum, woher ich kam der Fahrt,
Und wie mein Name, meine Art."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Übrigens fing die kühne Dame endlich an zahm zu werden, denn in einem ihrer letzten Briefe sagte sie:

„Nicht mehr Lilith, die Teufelinne,
Ich bin verwandelt auf einmal,
Bin Deine Muse, holder Sänger,
Dein Glück, Dein Traum, Dein Ideal."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Diese sanfte Stimmung benutzte Seydl und wagte einen neuen Sturm auf das Herz der Grausamen und diesmal schien sie zu unterliegen. Endlich erzwang unser Sänger ein bestimmtes Versprechen, ein Datum, schwarz auf weiß: „Am 2. Juli — Walchsee-Insel — Abends 6 Uhr — allein hinüber rudern — warten." — — Da stand es auf dem Papier, in derselben festen, eleganten Handschrift, die er so oft bewundert hatte. Es lag ein stolzer Charakter in diesen Zügen, keine Idee von jener kleinen Zierlichkeit der meisten Damenschriften, jeder Buchstabe stand selbstbewußt vor dem Leser und schien zu sprechen: „ja, schau mich nur an, ich nehme nichts zurück, es ist mir vollständig Ernst mit dem, was ich sage." — — —

Die Frau, die also schrieb, handelte offenbar nicht unüberlegt, nicht in romantischer Aufwallung und war nicht gewohnt etwas zu bereuen. Das: „je le veux" — drückte sich in den Schriftzügen aus und „vouloir c'est pouvoir".

Hundertmal sagte sich Seydl die wenigen Worte vor, wachend, im Traum, sein ganzes Wesen leuchtete von Hoff-

nungsfreudigkeit und dann ergriff ihn zuweilen wieder ein Bangen und Zweifeln, — ach er war in diesem Zustande wahrlich zu beklagen. In seinem Antwortschreiben sah es so wirr aus wie in seinem Kopfe, erst fand er keine Worte, dann schrieb er alles doppelt: Dank! Dank! — O Liebste! Liebste! — ewig! ewig! — „Ein Berauschter sieht alles doppelt“ — sagte er lachend zu sich selbst, dann raffte er sich zu einem kühnen Entschlusse auf: „wenn ich Dich nur erst habe, nimmer laß ich Dich von mir, ewig sollst Du mein gehören.“ — — Dabei fiel ihm so nebenbei ein, daß er ja verheiratet sei und er setzte etwas kleinlaut hinzu: „wenigstens monatelang mußt Du bei mir bleiben.“

Daraufhin kam noch ein duftendes Billetchen, es war das letzte. Darin hieß es unter anderm:

Ein's, Darling, macht mich herzlich lachen,
Was träumst Du denn für tolle Sachen,
Daß mondenlang ich blieb bei Dir?
Das schreibst Du gar zu herzig mir.
Genug — die Zeit wird es ja lehren,
Wie lange ich kann Dir gehören.
Du darfst nur schreiben: ich bin da —
Du schwingst den Thyrsusstab — et là —
Tret' ich zu Dir in's traute Zimmer
Und bringe mit den süßen Schimmer
Der Sehnsucht, der verbot'nen Lust,
Die ich so lange meiden mußt.
Was weiter kommt, frage die Sterne,
Die für mich sprechen aus der Ferne.
Hast Du denn schon daran gedacht,
Ob der Roman Dich glücklich macht?
Daß ich Dir mög' als Weib gefallen,
Das ist der Hauptpunkt doch von allen.

Vielleicht wird vom geträumten Glück
Dir allzulang — ein Augenblick!
Nein, nein, ich mag nicht daran denken,
Du wirst mir Deine Liebe schenken!
Ein neues Leben fängt dann an —
Mein Josi, mein geliebter Mann! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ferienstunde schlug. Seydl ordnete seine Angelegenheiten als gedenke er eine Reise über den Ozean anzutreten, oder als wolle er sein Leben auf jener kleinen Walchseeinsel beschließen. Vielleicht schwebte ihm eine Entführung vor, die Verse der Unbekannten verrieten allerdings einen energischen Geist, — wer konnte wissen, was sich ereignete!

Endlich war der Koffer gepackt, eine tadellose Reisetoilette gewählt, und — die Briefe der Angebeteten als Legitimation auf dem Herzen tragend, bestieg Josi Seydl den Kurierzug nach Kufstein. —

6.

Bertha war gleich ihrer ehemaligen Freundin und Kollegin Lydia Mutter eines allerliebsten Knaben geworden. Mit dem Elternhause hatte sie keinen Verkehr, der Vater wies jede Annäherung von Seiten der Tochter energisch zurück, nur Käthe kam zuweilen heimlich zu ihr. Frau Waltrop hatte sie nicht mehr gesehen. Seitdem diese, auf Wunsch ihres Mannes, das Theater verlassen hatte, lebte sie ganz zurückgezogen, wohl nicht aus eigenem Antrieb, sagten alle Jene, welche die Tänzerin früher gekannt hatten.

Bertha war dem Theater treu geblieben, nicht allein aus Liebe zur Kunst, nein, sie hatte auch die Aufgabe zu verdienen, denn die Gage ihres Mannes war nicht allzu groß. Ihre Ehe mit Richter schien die denkbar glücklichste. Sie liebte ihren Mann und vergötterte ihren Knaben, aber es war doch etwas in diesem Haushalt, was den Leuten nicht gefiel. Ihr energisches Naturell, von der bräutlichen Liebe etwas im Zaum gehalten, kam nach der Hochzeit wieder stark zum Vorschein. Sie schwang den ehelichen Pantoffel doch ein bischen gar zu heftig über dem Haupte des geliebten Gatten. Groß und üppig, wie sie sich in ihrer Ehe entfaltete, erschien Richter körperlich höchst

unbedeutend neben ihr und ebenso verschwand er fast vollständig unter dem geistigen Übergewichte seiner Angebeteten. Rasch ergriffen ihre Hände das Steuer des Schiffleins — sie bildete sich nach und nach zur Despotin aus und was das Schlimmste dabei, sie glaubte ihren lieben Eduard dadurch zu beglücken. Da beide ohne Vermögen geheiratet hatten und auch ihr Einkommen in den ersten Jahren nicht bedeutend war, so hieß es vor allem sich einschränken. Bertha kamen dabei ihre wirtschaftlichen Kenntnisse sehr zu statten. Sie kochte selbst und versorgte ihr Kind ganz allein, nur für die Hausarbeit hielt sie sich ein Mädchen. Die Leute sagten, sie kokettiere förmlich mit ihren hausfraulichen Pflichten und es schien in der That so, denn nicht selten sah man die Künstlerin, wie eine Bonne, den Kinderwagen vor sich herschiebend, nach den Anlagen gehen, Abends stand sie dann auf der Bühne und begeisterte die Menge mit ihrer königlichen Figur und ihrer königlichen Stimme. Das war extrem, aber darin gefiel sie sich: in Extremen bewegte sich ihr ganzes Leben. Einmal erschien sie hoch zu Roß, in Gesellschaft der bekanntesten Cavaliere, den andern Tag wieder an der Seite ihres Dienstmädchens, selbst Marktkorb und Fischnetz tragend. Trotzdem sie in eigener Person ihrem Haushalte vorstand, konnte sie mit ihren Mitteln doch nicht auskommen, ihr und ihres Mannes Gage verschwand, ohne daß sie einen Pfennig zurückgelegt hätten, ja sie reichte nicht einmal für alle Bedürfnisse. Wenn Bertha die ganze Woche gespart und geknausert hatte, so verschlang oft eine einzige Toilette fürs Theater die Einkünfte mehrerer Monate. Sie hatte immer großartige Ideen im Kopf — im Familienkreise sparen, aber nach außen hin

den Leuten imponieren, das war ihr Bestreben. Wenn sie Gesellschaft bei sich sah, wurde eine fürstliche Tafel hergerichtet, Silbergeschirr, Pflanzen und Teppiche waren freilich nur ausgeborgt, aber auch das kostete Geld. Die leidige Sorge um's Dasein machte sie manchmal verdrießlich. Dazu ließ zuweilen Käthe ein unbedachtes Wort fallen. Sie sprach davon, wie die Eltern sich einschränken müßten und daß sich für die mittellosen Schwestern wohl niemals ein Freier finden dürfte. „Einst“ — sagte sie — „lag die Zukunft so heiter vor uns, die Eltern setzten alle Hoffnungen auf Dich“ — — — Bertha war von diesem Momente mächtig erregt, sie sprach kein Wort und ging mit großen Schritten auf und nieder, sie zürnte der Schwester, sie zürnte sich selbst — ach, es legte sich eiskalt auf ihre Stimmung und ließ lange Zeit keine Fröhlichkeit mehr aufkommen. Käthe hatte die volle Wahrheit gesagt: was Bertha sich selbst nicht einzugestehen wagte, das hatte die Unselige ausgesprochen. Sie liebte ihre Angehörigen, namentlich den Vater. Um sein Alter zu verschönern, war sie zum Theater gegangen und wie hatte sie ihre Mission zu Ende geführt? Beim ersten Anprall der Leidenschaft fahnenflüchtig wie ein schlechter Soldat — es war rein menschlich, was sie that, aber es lebte doch eine Stimme in ihrem Innern, die sich zuweilen anklagend erhob. Auch ihre Stellung am Theater befriedigte sie nicht, sie hatte Besseres geträumt und bei Gott, es wäre ihr nicht schwer geworden, Besseres zu erreichen. Die Agenten und Intendanten bestürmten sie mit glänzenden Anträgen, jedoch nur sie allein; sich in dieser Hinsicht zu verbessern, hätte unbedingt eine Trennung von Richter zur Folge gehabt und das wollte sie um jeden Preis

vermeiden. Sie blieb also und sang ihre Operettenarien weiter, zu Hause aber studierte sie unablässig die Werke der großen Meister und dann arbeitete sie wieder wie eine Magd, um ihrer kräftigen Natur zu genügen und die Unzufriedenheit in ihrem Innern zu betäuben. Nur in einem fühlte sie sich vollständig glücklich — in der Liebe zu ihrem Kinde. Es war ein hübscher, kräftig entwickelter Knabe, lebhaften Geistes, er artete offenbar nach der Mutter und die beiden Gatten wetteiferten in Zärtlichkeiten für diesen Sohn. Die Mutter zeigte sich dabei fast eifersüchtig. Sie, die ihn aufzog wie eine schlichte Arbeitersfrau ihr Kind, die ihn an der eigenen Brust genährt hatte, ihn Tag und Nacht nicht von der Seite ließ, mit Ausnahme der wenigen Stunden, die sie im Theater zubrachte, sie glaubte den größeren Anspruch an dieses Kind zu haben und der Knabe fühlte ebenso. Man hätte denken sollen, daß ihre stürmischen Liebesbezeugungen, ihre heftigen Zornesausbrüche ihn erschreckten, nichts von alledem, der junge Wolf schmiegt sich an die Wölfin, auch wenn sie brüllt, und in des kleinen Alex Augen blitzte es gerade so leidenschaftlich wie in denen der Mutter und seine kleinen Hände ballten sich oft ebenso krampfhaft. Wo blieb da der Gatte, der Vater? Er war wirklich recht nebensächlich in dieser Ehe, die Seinigen liebten ihn herzlich, aber sie sahen nicht zu ihm empor. Auch fehlte diesem Paradiese die Schlange nicht. „Du kannst ihn nicht zur Höhe tragen, er zieht Dich mit hinab in die Tiefe" — — — Dieser Ausspruch ihres Vaters klang Bertha unablässig in den Ohren, dieses Thema wurde unzählige Male variirt.

„Wie mögen Sie Ihre phänomenale Stimme nur hier

verkümmern lassen?“ — sagten ihr die Freunde, „für **Sie** wären Millionen zu verdienen und Sie begnügen sich **mit** den elenden paar Thalern, die man Ihnen hier bietet.“ — — Dazu kam noch der Schmerz, sich vom Vater **ver**achtet zu sehen, vom Vater, der sie immer so hoch gehalten hatte. O wie liebte sie ihn, diesen Vater, und doch mußte sie ihn opfern, sie mußte, es war etwas in ihrem Innern, das sie zwang. Dafür errichtete sie ihm in ihrem Hause einen förmlichen Altar; alle seine Bilder, alles, was sie als Andenken von ihm besaß, war auf einem besonderen Schränkchen aufgestellt und Niemand durfte an diesen Erinnerungskultus rühren. Eines Tages kam Käthe wieder auf eine Plauderstunde zu ihr. Sie sprachen von daheim, von den Eltern, der kleine Alex stützte dabei seine Ärmchen auf der Tante Knie und sah ihr nachdenklich in die Augen.

„Mein Gott“ — sagte diese plötzlich, „der Junge hat einen Gesichtsausdruck ganz wie der Vater — sieh doch nur, Bertha, es ist mir nie so aufgefallen wie heute!“

Bertha nahm den Knaben auf ihren Schooß, er wurde geküßt und betrachtet und die beiden Frauen kamen darin überein, daß es eine größere Ähnlichkeit unter der Sonne nicht mehr gäbe.

„Wem soll ich ähnlich sehen?“ — fragte das Kind.

„Deinem Großpapa! Freut Dich das nicht?“

„Nein“ — sagte der Kleine trotzig. „Großpapa mag mich nicht, ich mag ihn aber auch nicht.“

Bertha vergoß eine wahre Thränenflut, sie fiel der Schwester um den Hals und beschwor sie, beim Vater den Schutzengel zu spielen und eine Versöhnung anzubahnen.

„Mich tötet der Gedanke, daß er mein Kind noch nicht gesehen!“ sagte sie schluchzend.

„Vielleicht wäre durch den Knaben eine Versöhnung möglich“ — meinte Käthe.

„Wie das?“

„Gieb ihn mir mit, ich nehme die Verantwortung auf mich.“

Bertha überlegte. „Du hast recht, dem Kinde wird gelingen, was mir nicht gelang. Aber ich gehe mit, ich warte vor der Thür, wenn er gerührt ist, stürze ich herein und werfe mich ihm zu Füßen, es könnte aber auch sein, daß er hart mit dem Kleinen wäre“ — setzte sie hinzu — „auf alle Fälle will ich in der Nähe sein.“

Sie sprach das alles vor dem Knaben und das war nicht klug, denn es nahm ihn noch mehr gegen seinen Großpapa ein.

Denselben Abend noch machte sich Bertha tief verschleiert auf den Weg nach dem Elternhause. Im Wohnzimmer waren bereits die Fensterläden geschlossen, sie klopfte leise, wie verabredet, Käthe öffnete die Thür und ließ sie ein. So betrat Wiedemann's Lieblingstochter, nach vierjähriger Abwesenheit, mit ihrem Sohne das väterliche Haus, heimlich, bei Nacht und Nebel, wie eine Verbrecherin. Sie mußte das schwer fühlen, denn große Thränen hingen an ihren Wimpern.

Käthe nahm den Knaben mit, der sich furchtlos von ihr führen ließ. Im Wohnzimmer war die ganze Familie versammelt, als Käthe eintrat, die Mutter eilte ihr und dem Kinde ahnungsvoll entgegen, die Schwestern umstanden die Gruppe. Der Vater legte die Zeitung weg, in der er eben las.

„Wer ist das?“ — sagte er kalt, und seine Augenbrauen zogen sich sturmverkündend in die Höhe.

„Dein Enkel, Vater!“ — Er machte eine abwehrende Bewegung, die Hand griff wieder nach der Lektüre.

Seine Frau kam ihm zuvor: „Laß es doch dem Knaben nicht entgelten, wenn Du zürnst — sieh ihn nur an, wie hübsch er ist, wie fein und zierlich — Dein Ebenbild!“

Der Alte lachte kurz auf. „Mein Ebenbild fein und zierlich? — Mutter, auf Komplimente sollten wir uns doch in unsern alten Tagen nicht mehr einlassen, wenn wir etwas erreichen wollen. Geh' doch lieber die gerade Straße!“

Frau Wiedemann schmollte ein wenig: „Höre, Vater, wenn Du Dich selbst diesem Kinde gegenüber starrköpfig zeigst, dann zweifle ich an Deinem guten Herzen. Was kann der arme Wurm dafür! Sieh' nur, wie bleich er ist, wie er zittert, er fürchtet sich!“

„Warum nicht gar“ — sagte der Kleine. „Vor wem denn fürchten? Vor dem dort? Er darf mir nichts thun, sonst sag' ich es meiner Mama.“

„Brav! brav!“ — rief der Alte offenbar belustigt. „Ein nettes Früchtchen! Da kann man sagen, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

In diesem Augenblick zeigte sich Bertha's bleiches Gesicht an der Thür.

„Ah — Du bist auch da?“ fuhr er fort, „Dein Söhnchen giebt mir gerade ein Beispiel guter Erziehung!“

„Vergieb ihm Vater, er ist unverständig!“ — Sie nahm das Kind bei der Hand: „Komm, Alex, geh' hin zum guten Großpapa und bitte ihn, er möge Deiner Mama verzeihen.“

Der Kleine entzog sich ihr: „Nein, das thu' ich nicht," sagte er abermals trotzig, „ich mag ihn nicht."

Bertha war dem Weinen nahe, sie drückte die Händchen des Knaben, daß sie feuerrot aussahen.

„Laß gut sein" — lachte der Alte, „den zwingst Du nicht, wie ich Dich nicht zwang; Art läßt nicht von Art, 's ist Dein Kind, das sagt alles und Du wirst an ihm erleben, was ich an Dir erlebte."

„Vater!" schrie sie auf, er winkte abwehrend mit der Hand:

„Keine Scene, Bertha, ich bin alt und habe an unserer letzten Unterredung für's ganze Leben genug. — Weshalb bist Du eigentlich gekommen? Was willst Du von mir?"

„Deine Verzeihung, Vater."

„Und da schickst Du diesen kleinen Ambassadeur? Hat seine Sache herzlich schlecht gemacht. — Es ist doch was Eigenes — heute vor vier Jahren standest Du mir ebenso trotzig gegenüber, wie jetzt Dein Sohn vor mir steht, ein Knirps, den ich mit der Faust zerdrücken könnte."

„Probier's!" — sagte der Kleine keck und seine Augen funkelten wie die einer Katze aus der Ecke hervor.

Mit einem Sprunge war die Mutter bei ihm, ihr ganzes Wesen empörte sich, daß der Knabe es wagte, ihr so entgegen zu arbeiten, sie hob ihn auf wie eine Feder, schüttelte ihn und sie hätte ihn zu Boden geschleudert, wenn der Vater ihr ihn nicht entrissen hätte.

„Bertha," — sagte er schneidend, „noch immer so maßlos leidenschaftlich wie früher? Ist's an dem einen

—

Unglück nicht genug? Haben Dich diese vier Jahre nicht gebändigt?"

Beschämt schlug sie die Augen nieder. „Ich kannte mich nicht mehr, — ach, Vater, die Trennung von Dir bringt mich noch um den Verstand!"

„Den hast Du schon vorher verloren, ehe Du Dich von mir trenntest, sonst hättest Du nicht so handeln können." — Er nahm seinen alten Platz wieder ein und setzte den Knaben, den die mütterliche Züchtigung eingeschüchtert hatte, auf seine Knie. „Wie geht's in der Ehe?" — frug er dann spöttischen Tones. „Noch immer so voll Seligkeit wie damals? Und was machen Deine andern Versprechungen? Bist Du eine große Künstlerin geworden?"

„O Vater, sprich nicht so — Du schneidest mir in's Herz. Ich verging fast vor Sehnsucht nach Dir, ich habe nur den einen Gedanken, Deine Verzeihung zu erhalten, und Du fragst mich, ob ich eine große Künstlerin geworden!"

„Ei, Bertha, hältst Du diese Frage für so unberechtigt? Ahnst Du wirklich nicht, in welchem Zusammenhang sie mit Deiner Bitte steht? — Einer wahren Künstlerin verzeiht man viel! Man weiß, sie hat gerungen, gestrebt, gelitten! Welche Verirrungen man ihr auch vorwerfen mag, sie wußte ihre Ideale zu bewahren, sie hat das Banner der Kunst hoch gehalten, nach einer Seite hin muß sie uns Achtung abzwingen. Und Du Bertha? Was thatest Du zu Deiner Rechtfertigung? — Sprich, meine Tochter — kann ich nach dieser Richtung wenigstens stolz auf Dich sein?"

Im Gesichte der Sängerin malte sich die peinlichste Verlegenheit. „Was fragst Du" — sagte sie — „Du weißt es ja, ich bin noch immer hier am Theater, ich habe es

wohl versucht höher zu steigen und es wäre mir nicht schwer geworden, aber ich hätte mich in diesem Falle von Eduard trennen müssen."

„Er und immer Er!"

Der Kleine glitt plötzlich von Großpapa's Knieen herunter, der Alte stand auf. „Was willst Du also noch von mir? Du hast gewählt, Du bist Deinen eigenen Weg gegangen und gehst ihn heute noch, blindlings, vielleicht in Schmach und Verderben. Verlangst Du von Vater und Schwestern, daß sie Dir auf diesen Weg folgen?"

„Vater!" — rief sie, — „versteh' ich Dich recht? Du machst Deine Verzeihung von der Stellung abhängig, die ich einnehme?"

„Ich will meine Tochter achten können," sagte er ernst. „Ich will, daß die Welt einst von ihr sage: sie hat doch noch Besseres gekonnt als eine Mißheirat zu schließen und ihrem alten Vater das Herz zu brechen. — Gute Nacht! — Es ist spät geworden und solche Scenen gehen nicht spurlos an mir vorüber. Wenn Du mich noch liebst, wie Du sagst, so komme nicht eher wieder, als bist Du wenigstens diese Frage zufriedenstellend beantworten kannst!"

Damit ging er aus dem Zimmer, seiner Frau einen stummen Gruß zuwinkend, und ließ die Seinigen in tiefer Betrübnis zurück.

„Bertha" — sagte die Mutter, „es quält ihn unaufhörlich, er hat zu große Hoffnungen auf Dich gesetzt, versuche es wenigstens sie zu rechtfertigen."

„Ich sollte mich von meinem Manne trennen?"

„Auf ein Jahr nur, andere Künstlerinnen machen es doch ebenso, nur so lange, bis Du an einem ersten Theater

festen Fuß gefaßt. Dann kann Richter Dir nachkommen, und wenn er selbst keine Stellung finden sollte, so verdienst Du bei der Oper allein jedenfalls noch mehr als hier Ihr beide zusammen."

Der Plan leuchtete ihr ein. „Mutter, Du hast recht. Ein Jahr ist keine Ewigkeit und Richter wird einwilligen, er muß es, wenn er mich liebt, denn sieh — ich selbst fühle mich hier nicht glücklich. Meine Stimme ist viel zu schwer für das leichte Operettengenre, o ich weiß es, ich werde auf einem andern Gebiete Bedeutendes leisten!"

Welche Beleidigung sie ihrem Manne anthat, wenn sie ihm zumuthete, sich von ihr erhalten zu lassen, daran dachte sie keinen Augenblick. Die Frauen blieben noch lange beratend beisammen, der gute Richter spielte einstweilen eine lustige Rolle und hatte keine Ahnung von dem Complot, das hier auf Kosten seines Familienglückes geschmiedet wurde. Sein kleiner Knabe war, auf dem Boden liegend, eingeschlafen.

Während die Frauen mit einander flüsterten, hörten sie über ihren Köpfen fortwährend den Schritt eines Mannes. Ruhelos ging es da oben hin und her, zuweilen eine kleine Pause, dann begann die Wanderung von neuem. Bertha hatte schon einige Male zerstreut empor geblickt, jetzt sah sie fragend auf die Schwestern.

„Es wird Waltrop sein" — meinte Käthe.

„Der Ärmste ist auch nicht glücklich in seiner Ehe," — setzte die Mutter hinzu.

Bertha fühlte sich doch zu einem kleinen Protest veranlaßt. „Auch nicht glücklich? Ich will nicht hoffen, daß Du das auf mich beziehst!"

„Wo denkst Du hin? Ich meinte nur so.“

Ehe Bertha wegging, entschloß sie sich für einen Augenblick zu Waltrop's empor zu steigen. „Sie haben mich in schwerer Stunde aufgenommen und getröstet, vielleicht kann ich ihnen mit einem guten Worte nützen,“ — sagte sie. „Ich kenne Lydia, sie ist nicht schlecht, nur ohne Energie und Halt, ich habe mich so lange nicht um sie bekümmert und das war nicht recht von mir, denn ich bin den Leuten verpflichtet.“

Ihren Knaben gab sie einstweilen in die Obhut der Mutter, sie wollte ihn gleich hernach wieder abholen. Mit beklommenem Herzen ging sie die Treppe hinauf, — es ist immer ein unangenehmes Gefühl, nach jahrelanger Vernachlässigung Leute aufzusuchen, gegen die man eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen hat. Auf zweimaliges Klingeln wurde nicht geöffnet, und sie hörte doch immer den schweren ruhelosen Schritt, vom Corridor durch die Zimmer und wieder zurück, es war wirklich beängstigend. Sie entschloß sich endlich beinahe Sturm zu läuten, um sich den Eingang zu erzwingen. Endlich wurde die Hausthür geöffnet: Robert stand bleich und zerstreut auf der Schwelle, kannte sie erst nicht und fragte, womit er ihr dienen könne. Bertha mußte ihm ihre langjährige Bekanntschaft in's Gedächtnis rufen. Das war peinlich für sie. Sie fragte, ob Lydia zu Hause sei. Nein, hieß es, auch die Köchin, die Bonne nicht, Niemand sei da, jedoch, wenn Frau Richter näher treten wolle, — — Bertha konnte sich selbst keinen Aufschluß geben, warum sie dieser gezwungenen Einladung Folge leistete, das verstörte Aussehen des jungen Mannes bestimmte sie dazu, sie fühlte, daß sie ihn in diesem Augenblick nicht

allein lassen dürfe. Lydia's Zimmer stand offen, sie traten Beide ein. Eine qualvolle Unordnung machte sich hier breit, herausgezogene Schubladen, zerrissene Briefe, in dieser Ecke ein paar zerknitterte Unterröcke, in jener einige verwelkte Bouquets, halbverbrannte Zigaretten unachtsam auf den Teppich geschleudert und überall jenes undefinirbare Parfüm, das die Gegenwart der verwöhnten Frau verrät. — Eine Dame mußte noch vor kurzem hier geweilt haben, — Bertha's Blicke hingen erstaunt an dem Chaos.

„Ihre Frau ist nicht hier?“ — begann sie von neuem.

„Nein — sie ist nicht hier!“ — wiederholte er mechanisch. Er vergaß sogar ihr einen Stuhl anzubieten.

„Wird sie — vielleicht bald nach Hause kommen?“

„Ich weiß nicht, — ich glaube nicht.“

Wie der Blitz durchzuckte Bertha ein Gedanke, — das verstörte Aussehen des Mannes, diese ganze trostlose Umgebung — wie in einem Hotelzimmer, unmittelbar nach Abreise der Bewohner, — ein tiefes Mitleid erfaßte sie.

„Es ist hier alles so sonderbar, ich erschrecke — Ihre Frau hat doch nicht?“ —

Robert lachte grell auf: „Jawohl, sie hat — sie erschrak nicht, sie hat mich verlassen, mit lächelnder Miene, mit der größten Freundlichkeit von der Welt setzte sie mir auseinander, daß wir eigentlich doch nicht für einander passen, und jetzt sehen Sie mich allein — allein!“

Bertha war tötlich erschrocken, es fiel ihr in diesem Augenblicke ein, wie Lydia einmal sagte: „Sie werden in Ihrer Ehe die gleichen Schicksale haben wie ich.“ — Nun hatte Lydia ihren Mann verlassen und Bertha? Hatte sie nicht soeben eingewilligt, sich gleichfalls von ihrem Eduard

zu trennen? Sei es auch nur auf ein Jahr, es blieb doch eine Trennung. „Die Unselige!" — flüsterte sie und bedeckte die Augen.

„Sie geht natürlich wieder zur Bühne" — fuhr Robert fort, „das lustige, ungebundene Leben vermißte sie bei mir, die Huldigungen des Publikums galten ihr mehr als die Liebe des Gatten."

„Und das Kind — hat sie es mitgenommen?"

„Nein, das würde sie genieren, denn sie wird jedenfalls ihren Mädchennamen wieder annehmen. Das Kind ließ sie mir zum Andenken."

Es lag so viel Bitterkeit in der Stimme des jungen Mannes, Bertha schluchzte leise.

„Aber — wo ist Ihr Sohn, daß er den Vater tröste?"

„Ich habe ihn mit seiner Aja zu Verwandten geschickt, was sollte er hier in dieser traurigen Umgebung? Und glauben Sie, ich könnte in diesem Augenblick sein Kinderlachen ertragen?"

Bertha begriff, sie hatte ein gutes Herz und sie fühlte Robert's Qualen auf's Innigste mit. „Kommen Sie mit mir nach Hause" — sagte sie, bleiben Sie in den ersten Tagen nicht allein, wir werden versuchen, Sie aufzuheitern."

Er reichte ihr die Hand: „Sie meinen es gut mit mir, aber ich muß Ihr Anerbieten ablehnen. Hab' ich ein Recht, meine Leiden auch noch unter ein fremdes Dach zu verpflanzen? Fürchten Sie nicht für mich, der Mann muß überwinden können und ich werde es. — Im Grunde büße ich ja nur für eigne Schuld. Wer hieß mich jene tropisch schöne Pflanze in den rauhen Norden zu versetzen? Lydia ist an der ganzen Geschichte unschuldig, sie sagte mir alles

im voraus, ich wollte es nicht glauben. Sie liebte mich und war mir treu — sagen Sie das allen, die darnach fragen, ich will nicht, daß ein Makel auf ihren Namen falle. — Warum habe ich sie zur Gattin und Mutter gemacht? Das ging über ihre Kräfte!"

„O klagen Sie sich nicht an" — fiel ihm Bertha in die Rede, „suchen Sie zu vergessen. Was werden Sie zunächst beginnen?"

„Was beginnen? Ein trostloses Wirtshausleben, wie es mir zukommt, mir, dem Gatten ohne Gattin, dem Vater ohne Kind. — O Ahasver! Ahasver!"

Sie faßte seine Hände: „Nein, Waltrop, ich lasse Sie nicht — in dieser Stimmung nicht, Sie müssen mit mir kommen!"

Er nahm seinen Hut und versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen: „Gern, liebe Freundin, ich komme mit, aber nur bis an Ihre Hausthür. Wenn ich Sie sicher geleitet habe, dann beginne ich sogleich mein Junggesellendasein. Was unvermeidlich ist, soll man nicht aufschieben, und in irgend einer Kneipe findet man wohl noch eine lustige Gesellschaft und trinkbaren Sekt und einen Würfelbecher, sich über die ersten bösen Stunden hinwegzutäuschen."

7.

„Dahinein? Aber, bester Mann, dieses Coupé scheint mir eine Kinderbewahranstalt. Sie werden hoffentlich nicht glauben — —"

„Ich glaube gar nichts, es ist eben kein anderes Coupé frei" — entgegnete mürrisch der Schaffner.

„Nein, das geht nicht, dann fahre ich lieber im Luftballon. Bedenken Sie doch nur meine Stimmung!"

„Herr — Ihre Stimmungen geh'n mich gar nichts an, ich habe Ihnen einen Platz anzuweisen und damit basta."

„Erlauben Sie — Basta ist der Name einer von mir hochverehrten Opernsängerin, einer geistreichen und liebenswürdigen Dame, und ich muß Sie daher dringend bitten, diesen Namen nicht eitel zu nennen. Kennen Sie Frau Basta?"

„Hab' nicht die Ehre, hab' auch keine Zeit zu solchen Redereien. Einsteigen! Einsteigen!"

„Einsteigen, ganz recht, aber wo? Es ist ja kein Platz zu finden!"

Josi Seydl, er war der kritische Reisende, folgte dem Kondukteur auf Schritt und Tritt. Endlich zeigte er sein freundlichstes Lächeln, zog sein Cigarrenetui und bot es ihm: „Sagen Sie mir, Verehrtester, warum sind Sie eigentlich so mürrisch? Seien Sie doch gemütlich!"

War es die echte Havana oder war es das bezaubernde Lächeln unseres Sängers, der Schaffner wurde zusehends freundlicher. Er öffnete ihm der Reihe nach mehrere Coupé's, doch der stimmungsvolle Passagier konnte sich noch immer nicht entschließen. „Was?" — sagte er an einem Waggon — „drei polnische Juden und ebensoviele Commis voyageurs? Bester, Sie haben es wohl auf meinen Tod abgesehen?" — — In einem anderen Coupé sah man eine Anzahl junger Mädchen unter Aufsicht einer Gouvernante.

„Das wäre was für Ihre Stimmung" — meinte schmunzelnd der Kondukteur.

„Ich habe nur ein Leben zu verlieren, aber auch nur eine Unschuld" — deklamierte Josi, indem er die Damen freundlich begrüßte. Ein Aufschrei der Gouvernante, der indignierte Ruf „besetzt", die Thür wurde mit Emphase zugeschlagen und Seydl stand verblüfften Angesichtes vor dem verschlossenen Paradiese.

„Entschließen Sie sich endlich" — sagte der Schaffner wieder ärgerlich — „der Zug wird gleich abgehen und Sie sind nicht der einzige Passagier!"

Seydl entschloß sich blindlings zu wählen, das heißt, er machte die Augen zu und tastete sich an den Stufen des nächsten Wagens sachte hinauf. Ein Mädchen und eine ältere Frau, die bereits im Coupé saßen, mochten ihn wohl für einen Blinden halten und kamen ihm mitleidig zu Hilfe. Ohne die Augen zu öffnen, küßte er dankbar die hilfreichen Hände, das heißt, instinktiv nur immer die der jungen Dame und erst als er sich vollständig zurecht gesetzt hatte und der Zug langsam abfuhr, machte er seine Augen groß

auf und begrüßte sein Gegenüber mit liebenswürdigem Lächeln. Das schlanke Mädchen wurde rot und sah zum Fenster hinaus, die alte Frau sagte ganz erstaunt:

„Ich dachte Sie wären — — augenleidend.“

„Gewiß“ — log Seydl frisch drauf los, „ich sehe fast nichts, Sie können da vor mir machen, was Sie wollen, ich habe keine Ahnung.“

Die alte Dame sah ihm zweifelnd in's Gesicht, die junge lächelte spöttisch. Später zog die Frau Mama ein Reisehandbuch hervor und vertiefte sich in ihre Lektüre, die Tochter lehnte das Köpfchen in die Polsterecke und versuchte zu schlummern. Da der redselige Seydl kein Gespräch mehr in Gang bringen konnte, da sogar seine Frage, ob das Rauchen gestattet sei, nur mit einem kurzen „ja“ beantwortet wurde, zog er die Briefe seiner Angebeteten aus der Tasche, um in ihren süßen Liebesversprechungen auf's neue zu schwelgen. Die ältere Dame sah ihm eine Weile erstaunt zu, dann meinte sie: „Na hören Sie, wenn Sie im stande sind, bei diesem Gerüttel und Geschüttel solche Schrift zu lesen, dann muß es mit Ihrem Augenleiden nicht allzuweit her sein.“

Seydl ließ vor Schreck sämmtliche Briefe fallen, die junge Dame half ihm mit leisem Kichern, dieselben wieder einzusammeln. Er versuchte lang und breit seine Behauptung zu rechtfertigen, was ihm aber trotz der glänzenden Zungenfertigkeit nicht gelingen wollte; die Frau Mama drohte ihm lachend mit dem Finger. Doch hielt sie ihn offenbar für einen ungefährlichen Eulenspiegel, denn sie unterhielt sich von da an lebhafter mit ihm.

„Wo gedenken die Damen hinzureisen?“ — fragte er.

„Vorläufig nach Kufstein. Von da aus wollen wir größere Partieen in's Gebirge unternehmen. Und Sie, mein Herr?"

„Seydl" — sagte dieser sich verbeugend, „Opernsänger Seydl. Wissen Sie, einer nach dem Goethe'schen Muster: Kühner Sänger" —

„Rattenfänger" — fiel die junge Dame laut lachend ein.

„Nein, das habe ich nicht sagen wollen und Goethe sagt es auch nicht. Doch — wo ich hinreise, wollten die Damen wissen — an den Walchsee. Ach — ein paradiesischer Aufenthalt!"

„Sie kennen die Gegend schon?"

„Wie meine Westentasche, bringe jedes Jahr einige Monate dort zu." — Er war in seinem ganzen Leben nicht dagewesen. — „Wissen Sie, dort ist eine Luft — das reine Ozon — man wird zum Dichter, man weiß nicht wie — das liegt so in der Luft! — Die Berge sind höher als anderswo und der See ist blauer, die Alpenrosen wachsen in der Ebene, man hat gar keine Mühe sie zu pflücken. Ach und erst die Almhütten!"

„Wachsen die auch in der Ebene?"

„Nein, aber was noch wunderbarer ist, ihre Insassen, die Sennerinnen sind alle jung und hübsch! Das macht die Luft in dieser herrlichen Gegend, sie verjüngt, sie verschönt — man wird nicht alt!"

„Ach, Mama, dann wollen wir doch auch an den Walchsee reisen."

Die ältere Dame lächelte: „Wahrhaftig, alle Damen müßten hingehen. — Nun, wir sind in Kufstein so nahe, daß wir uns schon einmal mit eigenen Augen überzeugen

können, wie viel von Ihrer glühenden Schilderung der Phantasie zuzuschreiben ist, mein Herr."

„Brav" -- dachte sich Seidl, „das hab' ich gut gemacht. Was würde mein Ideal sagen, wenn ich mit zwei Damen anrücke! Josi, Du bist ein Schafskopf erster Güte, wie der Berliner sagt! Jetzt heißt's einlenken. — „Was Sie betrifft, meine Damen, so möchte ich Ihnen doch nicht unbedingt zu einem Besuche dieser Gegend raten. Wie allen Paradiesen, so fehlt auch diesem die Schlange nicht, in Gestalt zahlloser kleiner Insektchen, die die Luft erfüllen und sich mit Vorliebe auf zarte blonde Damen stürzen."

„Na, nun hören Sie aber auf!"

„Sie sind beide blond und zart, bedenken Sie die Verheerungen an Ihrem Lilienteint! Auch hat man mir gesagt, daß zu viel Ozon blonde Haare rot färbe."

„Nun hören Sie aber wirklich auf, Sie Münchhausen!" — — lachte die Frau Mama.

„Ich schwöre es bei dieser Telegraphenstange! Übrigens, Spaß bei Seite, es ist dort wirklich nichts für elegante Damen. Die Hotels lassen alles zu wünschen übrig und die Wege sind sehr unsicher, — das macht die Nähe Italiens."

„Italien? Nah?"

„Gewiß. Durch den großen Gotthardtunnel kommen die Räuber jetzt gar schnell herüber."

„Haben Sie keine Angst, werter Herr, ein derartiger Aufenthalt lag gar nicht in unserer Absicht. Wir werden Sie vorläufig in Ihrem Paradiese nicht stören."

„Stören? O meine Damen, wenn Sie das glauben, dann besteh' ich darauf, daß Sie mich begleiten."

„Still, still, jeder Spaß muß ein Ende haben und da

sind wir schon in Kufstein. Besten Dank für die treffliche Unterhaltung, wir haben uns sehr amüsiert, nicht wahr, Lorchen?"

Lorchen gab keine Antwort, aber sie sah Josi zum Abschied mit einem bedauernden Blicke an. Es war ein hübsches Kind, das Lorchen, und ihr Erröten und ihr Blick hatten viel Schmeichelhaftes für unsern Sänger. Auch waren Blondinen immer seine Schwäche gewesen, — eine Schwäche, die er mit jedem Ehemann teilt, der eine brünette Frau hat. — — Er seufzte deshalb ein klein wenig und legte schmachtend die Hand auf's Herz, wo die Briefe der Unbekannten leise knisterten.

Fröhlich trällernd ging er später nach dem Gasthaus zur Post, das sein Bädeker mit einem Sternchen bezeichnete, und bestellte sich das Mittagessen und hierauf einen Wagen nach Walchsee. Eine Stunde später war Seydl auf dem Wege dorthin. Er rauchte eine Cigarette nach der andern und versank, in die Polster zurückgelehnt, in süße Träumereien. Heute noch sollte er seine Unbekannte sehen! Dieses Weib, das jahrelang seine Gedanken beherrschte, das ihn hoffen und fürchten machte, dem er so viel Unruhe, so viel schlaflose Nächte verdankte, dieses Weib, das ihm eine Wärme der Empfindung, eine Glut und Leidenschaft einflößte, wie er selbst nicht für möglich gehalten hätte, — dieses Weib, wie würde er es finden? Würde ihre Persönlichkeit im stande sein, diese Gefühle noch zu erhöhen, oder würde sie dieselben abschwächen? Jetzt, wo er so nahe daran war, sein Sehnen gestillt zu sehen, hätte er gewünscht noch Jahre lang wie bisher hinleben zu können, hoffend und fürchtend. Auch machte ihm der Gedanke

Sorge, welchen Eindruck seine Person auf sie hervorbrächte. „Im täglichen Verkehr zeigt man sich eben doch anders als auf der Bühne,“ — dachte er, — „ich werde mich gewiß linkisch benehmen, — die Frau, die so kühn und selbstbewußt schreiben kann, wird auch ebenso auftreten und ich stehe vielleicht wie ein Schulknabe vor ihr.“

Während er so grübelte und sann, umzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken und bald ging ein Gewitter hernieder, wie man es eben nur in den Bergen kennt. Seydl's Lage wurde unangenehm. Der Wagen war nur notdürftig zu schließen und das Reiseziel noch mindestens eine Stunde entfernt. Fröstelnd und durchnäßt fuhr er endlich unter strömendem Regen in das Dörfchen Walchsee ein.

„Zum Kramerwirt oder auf d' Post?“ fragte der Kutscher in unverfälschtem Tirolerdialekte.

„Kramerwirt? Komischer Name für ein Hotel. Na — ländlich-sittlich, meinetwegen zum Kramerwirt.“

Sie fuhren an einem größeren Bauernhause vor. Wirt und Wirtin nebst zwei schmucken Dirnen in Gebirgstracht bewillkommten unseren Sänger und nahmen ihm sein Gepäck ab. So viel er in dem Unwetter sehen konnte, mochte es hier bei klarem Himmel ganz reizend sein, die Häuser machten einen hübschen sauberen Eindruck, über die Gallerien hingen allenthalben rote Nelken herunter. Seydl wurde übrigens nicht im großen Hause einlogiert, sondern in einem kleineren, direkt am See, — — „Ah — La dépendance de l'hôtel“ — sagte er zur Wirtin, die ihn führte. Er bekam eine reinliche Stube mit zwei Betten („Verfrühter Luxus,“ bemerkte er mit einem Blicke darauf) einem harten, weißüberzogenen Sopha, zu dem man eine Leiter nötig

gehabt hätte, um die Höhe zu erklimmen, zwei ebenso harten Stühlen, einem Tische und noch einigen unentbehrlichen Dingen. An den sehr kleinen Fenstern hingen schneeweiße Mullvorhänge und an den Wänden ein paar Farbendruckbilderchen, Landschaften und ein Tableau des guten Hirten, der sein verirrtes Schaf aus dem Dornbusch hervorholt. Unser Freund stand lange Zeit vor dem Bilde. Vielleicht fand er einige Ähnlichkeit zwischen diesem verirrten Schäfchen und sich selbst. Er kam sich vor wie der Schiffbrüchige auf einer wüsten Insel, von jenem kleinen Eiland aber, von der Insel der Seligkeit, sah man noch keine Spur; Regenschleier verhüllten die Berge und den ganzen See in Nacht und Dunkelheit. Auf Abends sechs Uhr war sein Rendezvous festgesetzt, jetzt war es halb sechs und keine Möglichkeit hinüber zu rudern. Seydl sah ein, daß mit den Elementen nicht zu grollen ist, und ließ sich zur Zerstreuung etwas zu essen und eine Flasche Tirolerwein geben. Ich werde morgen um sechs hinüberrudern und so alle Tage, bis ich sie finde. Einmal wird wohl die Sonne scheinen und einmal wird die Göttliche da sein. — „Sagen Sie mir, ist hier nicht eine Dame?“ fragte er die Bauerndirne, die ihm sein Abendessen brachte, „eine Dame, die — eine Dame, welche — enfin eine Dame?„

Die dralle Nann sah ihm verblüfft in's Gesicht: „Sag'n s' mir nur grad, wie's hoaßt und wo's wohnt?“

„Ja, liebes Fräulein, wenn ich wüßte, wie sie hoaßt und wo sie wohnt, — dann hätte ich nicht nötig, Sie mit Fragen zu belästigen.“

Die Nann empfahl sich etwas verwirrt und erzählte

der Wirtin in der Küche, der Herr sei ein gar g'spassiger Herr, er müsse offenbar nicht recht bei Trost sein.

Um halb sieben heiterte sich der Himmel auf und die Sonne drang noch einmal siegreich aus dem Dunkel und überschüttete die Berge mit Licht und Glanz, ehe sie gänzlich hinabsank in die Nacht.

Da wollte Seydl um jeden Preis noch auf die Insel rudern, der Wirt aber, den er um einen Nachen ansprach, riet ihm entschieden ab. „Was woll'ns denn drüb'n?" — sagte er — „Sie gengan ja bis an die Knia im Wasser." — — Bis an die Knie im Wasser? das fand unser Freund doch etwas störend für eine Schäferstunde. Er entschloß sich also, wenn auch mit schwerem Herzen, seinen Plan aufzugeben und bis morgen zu warten. Von seiner Veranda aus übersah man den ganzen See und dorthin setzte sich Josi, unverwandt auf das Inselchen hinüberstarrend, mit dem heroischen Entschlusse, sobald sich nur ein einziger Kahn in dieser Nähe zeige, sich von der Terasse aus in die Fluten zu stürzen, um seinem Glücke entgegen zu schwimmen. Aber es wagte sich kein Sterblicher mehr heraus, nur einige Wasservögel kehrten immer wieder, und streiften mit ihren weißen Flügeln die blauen Fluten — ein farbenleuchtendes Bild. Ja — die Gegend war wirklich paradiesisch schön! In ihrer keuschen Nacktheit traten die Berge jetzt aus den Wolkenschleiern hervor, felsig, wild zerklüftet, ein großartiger Anblick. Die Sonne war untergegangen nnd der Mond zeigte sich am Horizonte. Dann wechselte die Scenerie, es war eine andere Landschaft, neue Farben, neue Reize. Schwarz lag der See vor den bewundernden Blicken, nur die Sterne zogen ihre silberne Straße darüber hin. Die

Insel schien wirklich ein Eiland, der Mond leuchtete auf Millionen Thautropfen, die in den Büschen funkelten, das machte einen feenhaften Eindruck, als wäre dort das Nibelungengold versunken und käme nun langsam an's Licht, höher, immer höher. Es war eine herrliche Nacht, ein kleiner Vogel sang im Flieder, dicht neben dem Hause. Josi ward es so wohl und weich ums Herz, wie lange nicht, die fernsten Bilder tauchten vor ihm auf, jene glücklichen Jugendjahre, wo er mit seiner Geige wanderte von Haus zu Haus, ein sorgloser Knabe — bis ihn die Frauen verdarben. Er gedachte seiner ersten Geliebten, der schönen Gräfin, er gedachte seiner Frau! — Seiner Frau! War sie es denn? Der Priester hatte ihren Bund gesegnet, aber ihre Herzen hatten ihn nicht anerkannt. Wie eine scheue Taube war sie ihm entflogen, und er hatte nicht einen Versuch gemacht, sie zu halten, ihr Gemüt zu ergründen, für sich zu gewinnen.

Es regte sich doch etwas in seinem Innern, wie eine Anklage, da er an die alten Zeiten zurückdachte. War sie schön? O ja! Von einer anderen Schönheit als die Gräfin, zart, herbe, jungfräulich, aber doch schön, schön wie eine Vestalin.

Dann gedachte er seiner Unbekannten. Sie, die seinen Geist gefesselt hatte wie keine, sie, die ohne körperliche Reize, nur mit einem einzigen Worte seine Sinne in Aufruhr bringen konnte, sie, die Unsichtbare, Körperlose, liebte er doch am meisten. Sehnsüchtig breitete er die Arme aus und: „Lilith! Lilith!“ riefen seine Lippen hinaus in die warme Sommernacht. War es Täuschung? War es ein Traum, der ihn äffte? „Josi, Josi!“ rief das Echo zurück. Wie ein

Trunkener stürzte er hinaus an den See, suchte die Ufer auf und ab, fiel über Steine und Dornen und kam endlich um Mitternacht wie Marsyas lebendig geschunden wieder in sein Zimmer zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen erwachte unser Freund sehr spät. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Horizonte und sandte ihre Strahlen bis zu seinem Bette, ihm in die Ohren rufend: „Auf, Langschläfer! Lilith wartet.“ „Vielleicht heute,“ sagte sich Josi und erhob sich eiligst. Er machte eine sehr sorgfältige Toilette — „viel z'schön für die Küah und Ochsen, die Ihna begegna“ — sagte Nann, die er kokett um ihre Meinung befragte. Nach dem Frühstück machte er einen größeren Spaziergang, wobei er zu seinem Vergnügen bemerkte, daß ihm in der That fast nur Kühe und Ochsen begegneten. Josi hätte sie alle umarmen mögen die edlen Tiere, er fühlte sich unendlich glücklich. Die Luft war frisch, kein Wölkchen zu sehen und ein Gewitter war heute nicht zu befürchten. Daß aber Lilith hier sein müsse und zur festgesetzten Stunde in seine Arme eilen würde, das glaubte er ganz bestimmt, denn „Josi, Josi“ hatte es heute Nacht an sein Ohr geklungen — er war doch ein gesunder Mensch und litt an keinen Hallucinationen, die Stimme aber, die seinen Namen rief, war eine Frauenstimme, und so sehnsüchtig, so jubilierend klang es, als wäre es der Widerhall seiner eigenen Brust. Der Tag verging ihm endlos langweilig, schon eine Viertelstunde vor der Zeit begann er seine Fahrt, er war bald am Ziel. Mit einem leisen Stoßgebet zum Gott der Liebenden zog er die Ruder ein und betrat die Insel. Das Wort

Insel ist eigentlich viel zu anspruchsvoll, denn der Ort des Stelldicheins ist ein Inselchen kleinster Gattung. Nicht größer als ein mäßiges Zimmer schwimmt es auf dem Wasser wie ein ungeheurer Blumenkorb und ist zu einem Rendezvous für ein, beileibe nicht für mehrere Liebespaare geeignet. Da giebt es kein Entrinnen mehr, denn über die Fläche von kaum 3 Metern hinaus ist Wasser, ringsum Wasser. Edeldenkende Menschen haben unter schattigen Gebüschen eine Ruhebank angebracht und ein Maler, der den hübschen See gewiß sehr liebte, hatte ganz nahe dabei der Freundschaft einen Gedenkstein errichtet. Das Inselchen ist also so klein, daß der Landende mit Leichtigkeit die ganze Fläche übersieht, auch Josi that es — er war allein, außer ihm keine Seele zu sehen. Da warf er sich unmutig auf die Bank; ein solches Gefühl der Täuschung, der Verlassenheit kam über ihn, daß er sein Gesicht in die Hände barg und leise aufschluchzte. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, eine dichtverschleierte Gestalt stand vor ihm. Wo war sie hergekommen? Aus den Lüften oder aus den Fluten? Josi starrte sie an wie eine übernatürliche Erscheinung. Es war eine elegante Figur, elastisch und doch voll, ganz in Weiß gekleidet, eine spanische Mantille über das Haupt geworfen, unter der nur die dunklen Augen und Haare hervorleuchteten. Er sprach nicht und sie sprach nicht, sie blickten sich eine Weile unverwandt an, dann flog ein Zittern durch ihre Glieder, er breitete die Arme aus und sie sank mit einem Seufzer an seine Brust.

Endlich fand er Worte: „Bist Du es? Bist Du Lilith?“ Sie nickte. „So ende dies Versteckenspielen, das mich namenlos elend gemacht, laß mich endlich Deine Züge sehen, sei

mein ohne Schleier und Hindernisse." — Er wollte ihr das Spitzentuch vom Kopfe ziehen, sie aber hielt es fest.

„Noch einen Augenblick, Geliebter, höre mich erst, und dann will ich mich zeigen, wenn Du dann noch darauf bestehst. Ich täuschte Dich! Wohl bin ich Lilith, die jene Briefe schrieb, aber ich bin nicht die leichtfertige Romanheldin, als welche ich mich Dir zu erkennen gab. Diese Briefe waren mir nur Mittel zu dem Zwecke, Dich auf mich aufmerksam zu machen, Deinen Geist und Deine Sinne zu fesseln und Dich so lange hinzuhalten, bis ich Deiner ganz sicher war — verzeih', ich kannte meinen flatterhaften Josi und ich setzte eine Komödie in Scene, die Deine Phantasie und zugleich Dein Herz fesseln sollte. Mein Plan gelang, denn Du bist hier zu meinen Füßen, nach langen Jahren der Entsagung und fruchtlosen Sehnens."

Josi war außer sich: „Eine Komödie spieltest Du mit mir, warum, weshalb? Bin ich Josi? Bist Du Lilith? Was ist denn Wahres an der Geschichte?"

„Wahr ist," sagte sie mit tiefem Gefühl, „daß ich Dich liebe, schuldlos und aufrichtig, nicht mit jener falschen leidenschaftlichen Glut einer Abenteuerin, sondern mit der Liebe eines Weibes, das mit dem Geliebten in Tod und Verbannung geht. Verzeih' mir, Josi, denn ich litt unsäglich." — Sie warf mit einer einzigen Bewegung den Schleier zurück.

Seydl stieß einen Schrei aus und umklammerte ihre Kniee: „Irma! Mein Weib! Du liebst mich endlich?"

„Ich liebte Dich immer, schon damals, als Du mich nicht beachtetest" — ein Erröten flog über ihre Züge, „als ich dann Dein Weib wurde, wußte ich wohl, daß es

nicht Dein Herz war, das mich wählte, daß ich für Dich nur ein notwendiges Übel, und mein Stolz empörte sich gegen jene Liebkosungen, die Du mir wie ein Usurpator entgegenbrachtest. Ich entfloh Dir, aber was litt ich Unselige in den vergangenen acht Jahren. Ich liebte Dich ja, liebte Dich immer. Als ich von Dir ging, war ich ein Kind, heute bin ich eine gereifte Frau. In der Gesellschaft der Gräfin sah und hörte ich so manches, was ich früher nicht begriffen hatte, ich machte es mir zu Nutze. Die Sprache der Koketterie, der schrankenlosen Leidenschaft ist nicht schwer zu lernen, und daß sie euch Männer unfehlbar zu unsern Sklaven macht, das sah ich in meiner Umgebung täglich. Ich beschloß mir Dein Herz zu erobern, ganz so, wie es jene Damen machen, aber dann wollte ich alle Koketterie weit von mir werfen, nur mit wahrer Liebe und Treue wollte ich mir Dein Herz erhalten. Sprich Josi, geliebter Mann, wird es mir gelingen?"

„Ach, mein Weibchen, was soll ich Dir sagen? Ich bin so froh, daß Ihr beide eine Person seid, Du und Lilith. Lilith liebte ich leidenschaftlich, aber auch für Dich sprach eine Stimme in meinem Innern und klagte mich an. Jetzt löst sich alles so friedlich, so schön, wie kann ich Dir danken, Du Süße!" — Er küßte sie und ließ sie los und küßte sie wieder und konnte nicht aufhören, sie zu bewundern: „Die Augen sind dieselben und die kirschroten Lippen, die gehören Irma, meiner Irma, aber die Gestalt ist Lilith, so groß, so kühn und so üppig stehst Du da vor mir. Weißt Du denn nimmer, was Du für ein mageres Dingelchen warst — damals?"

„Ei nun, ich bin gewachsen, denke doch, mit sechszehn

Jahren wurde ich Deine Frau und heute bin ich — kannst Du zählen?“

„Vierundzwanzig Jahre, ja, und schön bist Du geworden, viel zu schön für mich. Und die Briefe hast Du alle selbst geschrieben und die Verse selbst erfunden?“

„Selbst erfunden und selbst geschrieben,“ sagte sie lachend.

„Ach wie klug Du bist und ich hielt Dich für blöde — ja, ja, das sei meine Buße, daß ich es Dir gestehe, heute sehe ich, daß ich der Blöde war und Du meine Süße — — — —“

Sie verschloß ihm die Lippen mit einem Kuß: „Was war, das kümmert uns nicht mehr, nur was ist und sein wird. Ich habe Dich, ich halte Dich an meinem Herzen und ich werde meine Liebe und meine Rechte in Zukunft zu vertheidigen wissen.

5.

Bertha Wiedemann war zur großen Künstlerin geworden. Durch ihre Figur und ihre kolossale Stimme zur Wagnersängerin geboren, erfüllte sie alle Hoffnungen, die man einst auf sie gesetzt hatte, im reichsten Maße. Nicht schüchtern und zaghaft war sie hinausgezogen in die Welt; wie ein junger Aar hob sie die Schwingen, selbstbewußt, triumphierend. Sie stand jetzt am theatralischen Himmel im Zenith ihres Ruhmes, ein siegreiches, blendendes Gestirn. An den ersten deutschen Bühnen hatte sie gesungen, sie war in Paris, in London, in Amerika gewesen und überall empfing sie die gleiche Begeisterung einer kunstsinnigen Menge. Sie wurde nicht nur eine große Künstlerin, sie wurde auch eine große Dame. Ihr Naturell war von jeher zu Sonderlichkeiten geneigt, und dieselbe Bertha, die einst hinter dem Kochherde stand und Nachmittags ihr Kinderwägelchen selbst nach den Anlagen schob, umgab sich jetzt mit einem Luxus, von dem die Welt sprach, und empfing in ihren Salons die feinste Gesellschaft. Das Geld rollte durch ihre weißen Hände, als wäre es nur eine Spielerei, und so oft sie auch davon sprach, für Mann und Kind sparen zu müssen, sie kam nicht dazu, immer wieder waren notwendige Ausgaben zu machen, Soupers, Diners, Neumöblierung einer Villa,

die ihr schon nach drei Wochen nicht mehr gefiel und abermals verändert werden mußte, und dergleichen unumgänglich nötige Dinge. Auch den Armen gab sie gern und reichlich, kein Hilfsbedürftiger wendete sich vergebens an sie, ihre Güte wurde oft mißbraucht und kostete sie gleichfalls bedeutende Summen. Richter, dem die Stadt und das Engagement verleidet war, wo er Bertha kennen gelernt hatte, fand Stellung an dem kleinen Hoftheater in Kassel, der Knabe wurde in der Familie Wiedemann erzogen und befreundete sich mit seinem Großpapa von Tag zu Tag mehr. Der Alte fand Gefallen an dem aufgeweckten Bürschlein, er sah die glänzenden und gefährlichen Eigenschaften seiner Bertha in ihm aufleben und machte sich zuweilen das grausame Vergnügen, die Heftigkeit des Kleinen herauszufordern, nur um ihm sein Übergewicht fühlen zu lassen. — „Ein junges Bäumchen muß gehörig gezogen werden, sonst wächst es aus" — war seine Lieblingsrede. Mit der Tochter stand er wieder auf dem besten Fuße, da sein Stolz jetzt Befriedigung fand und der Name Wiedemann in allen Blättern mit Auszeichnung genannt wurde. Er korrespondierte lebhaft mit ihr, seine Zuneigung war von neuem erwacht, seitdem sie sich vor ihm gedemütigt hatte und seine Erwartungen so glänzend verwirklichte. Das eifrige Korrespondieren mit dem Vater war wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Beziehungen zu Richter, ihre einstige Leidenschaft erkaltete zusehends. Doch, wir wollen den alten Wiedemann nicht ungerecht anklagen, er sprach in seinen Briefen nie von Richter, erwähnte seinen Namen nicht einmal, aber vielleicht gerade dieses gänzliche Ignorieren ihres Gatten verletzte ihren Stolz und trug dazu bei, die Liebe

abzukühlen. Dazu kam noch, daß ihr die bedeutendsten Männer huldigten, die glänzendsten Kavaliere zu Füßen lagen. — Richter selbst war auch nicht ohne Schuld. Er konnte es seiner Frau nicht verzeihen, daß sie von ihm ging und darin that er Unrecht, denn eine solch gottbegnadigte Sängerin wie Bertha durfte sich nicht in enger Häuslichkeit begraben: das war sie der Kunst schuldig. Er dachte nicht groß genug, dies einzusehen, und behielt immer einen Stachel in seiner Brust zurück, der sich zunächst in einer scheinbaren Kälte gegen seine Frau äußerte. Anfangs schrieb sie ihm täglich die glühendsten Briefe, er antwortete seltener und nüchterner, denn er glaubte nicht mehr an eine Liebe, die man dem Ehrgeiz opfern konnte. Das beleidigte Bertha, auch ihre Briefe zeigten einen gewissen Groll, der in dem Maße wuchs, als die Welt sie vergötterte und so that sich allmählig eine Kluft zwischen den beiden Gatten auf, die nur schwer zu überbrücken war. Sie hatten sich schon drei Jahre nicht mehr gesehen und das wäre doch so leicht zu bewerkstelligen gewesen, denn was ist in der Zeit der Eisenbahnen überhaupt noch eine Entfernung zu nennen? Aber Richter war zu stolz sich ungerufen seiner Gemahlin zu nähern, sie war ihm zu berühmt geworden, er hatte eine gewisse Scheu vor ihr und Bertha ärgerte sich über seine vermeintliche Gleichgültigkeit und hätte um keinen Preis das auffordernde Wort gesprochen — — Mißverständnisse von beiden Seiten! — Was die Gatten selbst im törichten Stolz angebahnt hatten, vollendete die böse Welt. Anonyme Briefe schwirrten zwischen den beiden Leutchen hin und her, einmal erzählten sie dem Manne von einem hübschen Dragoneroffizier, der bei seiner

Frau zu allen Zeiten ein- und ausgehe, dann wieder warnten sie die Frau vor einer Schauspielerin, mit der der Mann ein offenkundiges Verhältnis unterhalte. Wir müssen es zur Ehre Richters sagen, daß er derlei anonyme Sudeleien meist ohne Beachtung in den Papierkorb warf — nicht so Bertha. Sie lachte, aber es war ein gereiztes, unnatürliches Lachen, das dem armen Richter nichts Gutes verhieß. Heimlich schrieb sie nach Kassel und zog Erkundigungen ein; sie lauteten gravierend, Richter habe mit der Betreffenden zu verschiedenen Malen im Restaurant gespeist, natürlich separiert, «dans un cabinet bleu», man konnte ihn auch ganz ungeniert im Zimmer jener Schönen am Fenster lehnen sehen, wie einer, der zu Hause ist, und ein guter Freund erzählte Bertha sogar von einer Landpartie, welche die Schauspieler Kassels im Verein gemacht, wobei Richter mit der Dame einige Tage zurückgeblieben sei. Der Gatte, von Bertha zur Rede gestellt, antwortete nicht darauf. Vielleicht gedachte er der vielen anonymen Briefe, die von *ihrer* Untreue erzählten, und die er nicht einmal beachtet hatte, vielleicht auch war er in der That ein klein wenig schuldig — drei Jahre getrennt von seiner Frau, wer dächte nicht großmütig genug, ein Auge zuzudrücken! — wahrlich, die Zeit der Toggenburger ist vorüber.

Bertha jedoch war durchaus nicht in der Stimmung zu verzeihen. Sie, zu deren Füßen die schönsten Kavaliere vergebens schmachteten! Sie — die ihren Verehrern kaum einen Kuß auf die Fingerspitzen gestattete. Nach einigen maßlos heftigen Ausfällen gegen ihren Gatten, und nachdem sie sich mit ihrem Vater darüber besprochen, reichte sie die Scheidungsklage ein.

„Merkwürdig," sagte Lydia Kraus (sie hatte unter ihrem Mädchennamen wieder Engagement genommen), als sie davon hörte, „ganz wie bei mir, die Geschichte wird nachgerade unheimlich."

Richters Untreue konnte nicht erwiesen werden und er war nicht zu bewegen, seine Einwilligung zur Scheidung zu geben, ebenso wollte er sich nicht dazu verstehen, sich reuig und demütig seiner Frau zu nahen: das erbitterte Bertha immer mehr. Statt der zärtlichen Liebesworte kamen nunmehr kalte höhnische Briefe von Seiten des Mannes, maßlose Beleidigungen von Seiten der Frau. Sie schrieb, was ihr die Leidenschaft diktierte und wovon ihr Herz nichts wußte, und immer und immer wieder ertönte der wilde Schrei nach Trennung, nach Freiheit! Sie fühlte sich in ihrer Liebe tief beleidigt und schwärmte für jene französischen Frauen, die gerade zu damaliger Zeit ihre Ehre mit dem Revolver vertheidigt hatten, Frau Clovis Hugues und andere. Die famose Broschüre l'homme-femme von Dumas entzückte sie, nur legte sie sich alles auf ihre Weise zurecht und wie der Dichter am Schlusse zu dem großartigen Resultate gelangt: tuez la, so sagte sie sich: tuez le — zum Glück war sie doch zu viel Deutsche, um in Wirklichkeit zum Revolver zu greifen, und ihre Gedanken töteten den armen Richter nicht. Aber sie verwundeten ihn doch, wenn sie ihnen Ausdruck verlieh, namentlich, als sie anfing ihm Vorwürfe zu machen, daß er ihr Genie an seine Mittelmäßigkeit gefesselt. Das traf tüchtig. Er ging einige Tage wie geistesabwesend umher, offenbar rang er nach einem Entschlusse. —

* * *

Es war an einem herrlichen Maitage in Wien. Zunächst der großen Oper vor einer Plakatsäule standen zwei Herren mit einer blonden Dame und alle drei lasen eifrig den Theaterzettel: „Götterdämmerung“ war dort angeschlagen und Brunhilde — Frau Richter-Wiedemann.

„Kein Zweifel, es ist meine Bertha“ — rief die hübsche Dame hoch erfreut, „welch ein Glück! Kaum hier angekommen, finde ich eine gute Bekannte, die Herren müssen wissen, daß ich es bin, welche die jetzt so berühmte Sängerin der Kunst in die Arme führte, ich vermittelte ihr erstes Debut.“

„Sie kennen Madame Wiedemann?“ — sagte Graf Benoni, der eine der beiden Begleiter, und der andere, Herr von Selbitz, setzte eilig hinzu: „Sie müssen uns Ihrer Freundin vorstellen!“

„O gemach, ihr Herren, gemach,“ — lachte Lydia Kraus, „weiß ich denn, ob sie uns überhaupt empfangen wird? Unsere Bekanntschaft schreibt sich von einer Zeit her, wo Madame noch gar klein war, beinahe hätte ich gesagt, gar demütig, aber es wäre eine Lüge, das war sie nie; — jetzt ist sie eine große Künstlerin, wird sie sich ihrer Bekannten aus damaliger Zeit noch erinnern?“

„Glauben Sie, daß es möglich ist, eine blonde Sylphide, wie Fräulein Kraus überhaupt zu vergessen?“

„Danke für die Schmeichelei,“ antwortete sie munter, „aber bedenken Sie, daß wir von einer Dame reden, also doch gewissermaßen von einer Nebenbuhlerin.“

„Sehr scharfsinnig, schöne Lydia,“ rief Herr von Selbitz, ich möchte doch den unmaßgeblichen Vorschlag machen, unser Glück einmal zu versuchen. Also wir nehmen jetzt

einen Wagen, fahren bei der Göttlichen vor, Fräulein Lydia schickt ihre Karte hinauf mit einer kleinen Randbemerkung: Graf X. und Herr von N., die der Unvergleichlichen ihre Huldigung zu Füßen legen möchten u. s. w. u. s. w. — Probieren könnten wir es ja, werden wir abgewiesen, so tröstet sich jeder mit dem Bewußtsein, daß es dem andern auch passierte."

„Also vorwärts!" — rief die lustige Lydia. — „Wenn Sie vorgelassen werden, verdanken Sie es nur meinem Namen. Was bekomme ich für diese Gunst?"

„Carta blanca — Wir unterschreiben alles," riefen die beiden Herren in einem Atem.

„Um so besser! Vorwärts!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bertha Wiedemann bewohnte mit ihrer Schwester Käthe ein hübsches Haus am Ring, die drei hatten nicht allzuweit zu fahren. Der Hausmeister wurde mit den Visitenkarten hinaufgeschickt und kam gleich darauf in Begleitung eines saubern Stubenmädchens herunter. Madame empfange zwar für gewöhnlich nicht an Operntagen, aber für Fräulein Kraus und ihre Freunde sei sie jederzeit zu sprechen. Die Herrschaften möchten sich nur heraufbemühen und etwas gedulden, Madame werde gleich aufstehen und Toilette machen.

„Aufstehen?" rief Lydia mit komischem Entsetzen, „sind wir denn so früh daran?"

Die Kammerjungfer lächelte: „Nein, das nicht, Madame erhebt sich nie früher, wenn sie Abends zu singen hat und gestern ist es außerdem spät geworden. Madame war in Gesellschaft, es sind mehrere Bekannte von Madame aus

früherer Zeit hier, Herr Seydl mit Frau und noch ein anderer, dessen Namen ich nicht behalten habe."

„Seydl ist hier? Wie reizend! Und er hat sich verheiratet oder vielmehr er war damals schon verheiratet, ich habe die sonderbare Geschichte gehört. Welch ein glücklicher Zufall, daß ich mich hier ein paar Tage aufhalten kann! Sie sind mir sehr viel Dank schuldig, meine Herren, wir werden uns amüsieren."

Also plaudernd erstieg die muntere Tänzerin mit ihren Begleitern die Treppe. Im ersten Stocke wurden sie von einem Diener in Empfang genommen, der sie über den Korridor in den Salon geleitete. An der Thür stand ein alter Mann in sehr dürftigem Anzuge, der seinen Hut in der Hand drehte und verlegen auf seine bestaubten Stiefeln niedersah, die von dem kostbaren Smyrnateppich beängstigend abstachen. Hier war alles im großen Styl eingerichtet, Lydia wiegte sich mit Entzücken auf diesen seidenen Polstern, betrachtete die Bilder, die Nippes, zahllose kleine Dinge, die nach nichts aussehen und die ein Vermögen kosten. Die Thür zum Nebengemache war entfernt worden und nur durch eine Portiere ersetzt, man hörte also unwillkürlich alles, was nebenan gesprochen wurde. „In der Kassette müssen noch 200 Gulden liegen, gieb sie ihm" — sagte eine tiefe wohlklingende Stimme.

„Aber Bertha, das ist unser Letztes und es sind noch acht Tage bis zum Gagetag" — antwortete leise eine zweite Frauenstimme.

„Nun, habe ich nicht Credit? Meinst Du, wir werden deshalb verhungern?"

„Es ist nicht das, aber Du giebst zu viel. Du wirst

nie etwas ersparen, und wenn Du Millionen verdienst, so wirfst Du sie auf die Straße."

„Heißt das mein Geld auf die Straße werfen, wenn ich es einem armen, alten Schauspieler gebe, der nichts mehr verdienen kann? Schäme Dich, Käthe! Habe ich nicht meine Stimme? Ist das nicht eine Goldmine für mich, für Euch, für das Kind?"

„Was nützt die Goldmine, wenn Du allen Gewinnst wieder verschleuderst. Denke nur an Dein Kind! Für den Knaben solltest Du wenigstens sparen, dem Du den Vater rauben willst."

„Sprich mir nicht von jenem! — Mein Sohn, mein süßer, kleiner Sohn! Glaubst Du, er fände eine Stütze an solchem Vater, der die Gattin um einer Dirne willen verrät?"

„Du bist ungerecht."

„Kein Wort weiter, wenn Du mich nicht ernstlich erzürnen willst! Ich werde meinen Sohn glücklich machen, ich allein und ein Vermögen will ich ihm ersingen, auch ohne die Bagatelle, die den armen Teufel draußen retten kann. Geh und gieb sie ihm, ich will nichts weiter darüber hören!"

Seufzend entfernte sich die Schwester. Jetzt hielt Lydia es doch an der Zeit, sich und ihre Begleiter von dem peinlichen Posten des unfreiwilligen Lauschers zu erlösen.

Sie hob die Portiere und zeigte ihr blondes Köpfchen.

„Lydia!"

„Bertha!"

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen?" „Eine Ewigkeit! — Sie haben sich verändert, Bertha!"

„Und Sie Lydia, — wir sind älter geworden!"

„Hoffentlich auch klüger.“

„Klüger? Nun ich weiß nicht, sagen wir erfahrener. Man macht kuriose Erfahrungen im Leben.“ — Bertha seufzte.

„Wissen Sie, daß ich Sie damals im innersten Herzen verdammte, als ich hörte, Sie hätten Ihren Mann verlassen? Heute denke ich viel milder. Sie werden triftige Gründe gehabt haben. — O diese Männer! Diese Ungeheuer von Männern!“

Lydia sah überrascht zu ihr auf und es lag so viel unschuldige Naivetät in ihrem Blicke, nein, diese Frau war sich ihrer Handlungsweise offenbar nicht bewußt. Sie hatte ein Tabouret herbeigezogen und ließ sich neben Berthas Lager nieder. Die Sängerin war in der That noch zu Bette und sie machte auch gar keine Anstalten, sich zu erheben. Dies bemerkend und wohl wissend, daß man im Salon ihr Gespräch hören könne, flüsterte Lydia ihr zu: „Ich bin nicht allein, nebenan warten noch zwei meiner Freunde auf die Gunst, Ihnen vorgestellt zu werden.“

„Ach ja, ich erinnere mich, dort liegen die Karten. Ach liebste Lydia, thun Sie mir den Gefallen und schicken Sie die Zwei wieder fort! Ich befinde mich so wohl hier in meiner Siesta — wir plaudern von damals, von meinen Eltern, von den Freunden, von meinem Knaben — süße Lydia, waren Sie in meiner Vaterstadt? Haben Sie mein Kind dort gesehen? Sprechen Sie! Sprechen Sie!“ Lydia stand lächelnd auf: „Ich werde erst die beiden fortschicken, es ist das zwar ein böser Auftrag, sie haben sich so sehr gefreut, die Bekanntschaft der berühmten Sängerin zu machen.“

„Sagen Sie ihnen zum Trost, sie sollen heute Abend nach der Oper zu mir kommen, sans façon zum Abendessen.

Sie finden eine kleine lustige Gesellschaft: Journalisten, Musiker, auch ein paar Bekannte aus früherer Zeit — apropos — Seydl ist hier mit seiner reizenden Frau."

„Ich weiß! Ich weiß!" rief Lydia munter und verschwand hinter dem Thürvorhang. Dort hörte man sie mit den Herrn sprechen. „Aber das geht doch nicht" — sagte Graf Benoni, „ohne erst Besuch gemacht zu haben, zum Souper zu erscheinen, das wäre doch ein bischen stark sans façon —."

„Aber wenn es die Dame doch gestattet!" — „Das mein' ich auch" — hörte man Lydia wieder sagen, „nur keine falsche Prüderie!"

„Nicht doch, ich würde es mir nie verzeihen, ohne einer Dame vorgestellt zu sein."

Die Sängerin ließ nebenan ein lautes fröhliches Lachen ertönen, dann rief sie laut: „Lydia, öffnen Sie gefälligst die Portiere!" — Diese schob erstaunt den Vorhang bei Seite und zeigte den beiden Herrn den überraschenden Anblick von Berthas Schlafzimmer und die Sängerin selbst, die aufrecht auf weißem Bärenfelle in ihrem Bette stand, die rotseidene Gardine wie eine Toga um den Körper geschlungen, so daß sie nur das Gesicht frei ließ und die langen Haare.

„Nun stellen Sie sich mir vor," sagte lachend die Künstlerin.

Die Herren verneigten sich verwirrt und stotterten ihre Namen „Graf Benoni — von Selbitz" — „Sehr erfreut! Mein Name ist Richter-Wiedemann. Nun ist der Form Genüge geschehen und ich hoffe, Sie heute Abend mit Fräulein Kraus bei mir begrüßen zu können. Lydia schließen Sie die Gardine!"

Die Tänzerin lachte noch eine halbe Stunde nachher über die verblüfften Gesichter der beiden Herren und diese waren in Extase über die originelle Art des Empfangs, und die siegreiche Schönheit der Sängerin. Der kleine Selbitz, ein unternehmender Gesandschafts-Attaché, schwor sich auf dem Heimwege, das schöne Weib zu erobern, coute que coute und träumte nur noch von roten Gardinen und weißen Bärenfellen. — — — Lydia saß einstweilen wieder an Bertha's Bett und lachte und klatschte Beifall, daß die Knöpfchen von ihren Handschuhen sprangen. „Nein — Sie haben sich wirklich verändert, liebe Bertha, Sie sind wieder ebenso originell und phantastisch wie in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft, wo Sie mir den Hof machten, — wissen Sie es noch? — und eifersüchtig waren, wenn Robert zu mir kam. Robert" — wiederholte sie, auf einmal ernst werdend, — „ich habe ihn nicht wiedergesehen, meine Briefe blieben unbeantwortet, er will nichts mehr von mir wissen."

„Nun, das ist klar" — meinte Bertha, nachdem Sie ihm davonliefen, können Sie wohl nicht erwarten, daß er Sie zurückholt. Waltrop ist ein Charakter. Sie denken auch nicht ernstlich an eine Wiedervereinigung — oder doch — doch? Lydia, Sie sehen mich so seltsam an, bereuen Sie?"

„Wenn ich aufrichtig sein soll — ja. Robert langweilte mich entsetzlich, aber er war doch immer gut mit mir, und er liebte mich, ich hatte an ihm einen Halt, eine Stütze. So lange ich jung bin, mag's noch angehen, aber eine alte Tänzerin ist übel d'ran. Früher dachte ich nicht an dergleichen, erst jetzt kommen mir zu-

weilen seltsame Gedanken. Und außerdem — eine Frau ohne Gatten ist ein schreckliches Zwitterding. Anfangs fand ich hinreichende Befriedigung in meinem Berufe, in Amerika vergötterten sie mich, aber ich habe doch das Bedürfnis nach Mitteilung, ich bin keine selbstständige Natur, ich muß einen Freund haben und man macht da so traurige Erfahrungen. Die Menschen meinen es nicht aufrichtig, sie verfolgen alle ihre bösen Nebeninteressen."

Bertha nahm ihre beiden Hände und sah ihr lange in die Augen: „Ja" — sagte sie — „Sie sind ein schwaches Geschöpf, versuchen Sie es, Ihren Mann zurückzuerobern; ich glaube selbst, das wäre das beste für Sie. — — — Wissen Sie, daß Waltrop hier ist?" — „Hier? Wie kommt er hierher?" — „Nun, so viel ich weiß, führte er seit der Trennung mit Ihnen immer ein Nomadenleben, in seinen spärlichen Briefen an mich, unterschrieb er stets: Ahasver. — Seit einiger Zeit kränkelt er. Ich sah ihn zuletzt vor sechs Wochen, als er ankam; er sah übel aus und sagte mir, er sei hergekommen, einen berühmten Arzt zu konsultieren. So viel ich weiß, ist er noch hier und wohnt bei Sacher vis-à-vis der Oper."

„Ich will morgen doch einmal nachfragen lassen, wie es ihm geht," — sagte die Tänzerin aufgeregt.

„Lydia, nichts halbes, was man thut, soll man ganz thun. Wenn Sie im Sinne haben, sich Ihrem Mann wieder zu nähern, dann schicken Sie nicht erst fremde Menschen, dann gehen Sie selbst."

„Ich werde ja sehen, ob ich dazu den Mut habe. So — Nun hätten wir aber lange genug von mir gesprochen," — fügte sie im alten, fröhlichen Tone hinzu, jetzt

erzählen Sie mir von Ihnen. Die Welt ist Ihres Ruhmes voll, die elegante Umgebung hier sagt mir, daß Sie viel Geld verdienen — mein Liebchen, was willst Du noch mehr?"

„Geld und Ruhm? Glauben Sie, das wäre genug, um glücklich zu sein?" — sagte die Sängerin mit einem Seufzer. — „So, so? Also auch hier das dumme Herz, das Capriolen macht! Ich will Ihnen etwas sagen, Bertha, Sie prahlen mit Ihrer Stärke, in einem Punkt sind Sie so schwach wie wir alle. Ihre Heirat war schon ein Schwabenstreich und jetzt" —

„Jetzt stehe ich im Begriffe, diesen dummen Streich wieder gut zu machen." — — „Versteh ich Sie recht? Sie wollten" — „Mich scheiden lassen, sobald Herr Richter einwilligt. Ich warte nur darauf." — — „O weh, da muß es böse Dinge gegeben haben."

„Ja, Dinge, die durchaus nicht zu verzeihen sind. Ich hasse den Mann ebenso sehr, als ich ihn geliebt habe. Sprechen wir nicht mehr von ihm, mein Wille ist unerschütterlich, und ich werde vor keinem Mittel zurückschrecken, Herrn Richter die Einwilligung zur Scheidung zu erpressen."

„Ich weiß nicht," sagte die Tänzerin, „es ist etwas in mir, das Ihnen abrät. Vielleicht mein eigenes Beispiel. — Sehen Sie Bertha, unsere Lebensbahnen gehen auseinander, Sie wollen sich von Ihrem Manne trennen" —

„Und Sie möchten ihn auf's neue erobern! Ja, liebes Kind, von einer Ähnlichkeit unserer Schicksale kann nicht mehr die Rede sein, denn das dürfen Sie glauben, ich würde auch nicht den Blick zurückwenden zu einem Manne, den ich einmal aus triftigen Gründen verlassen habe." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Bertha Wiedemann sang an diesem Abend hinreißend, das Publikum war in heller Begeisterung, brausender Jubel durchzog das Haus.

„Der arme Richter!“ sagte Lydia nach einem solchen Beifallsturme zu ihren Freunden, „er paßt wirklich nicht für sie. Er ist herzlich unbedeutend neben dieser Walküre und dabei hat der Mensch noch die Prätension nicht mit andern an ihrem Triumphwagen ziehen zu wollen.“

Graf Benoni lächelte in sich hinein, wie einer, der die Welt kennt; der kleine Gesandschaftsattaché wurde noch um eine Nüance bleicher, da er von ihrem Gatten sprechen hörte. Seit er die schöne Sängerin gesehen, mit flatterndem Haare auf weißem Bärenfelle stehend, die rote Gardine phantastisch um den Körper geschlungen, träumte er nur noch, sie zu besitzen. O — auch er wäre durch die wabernde Lohe gegangen wie Siegfried, die Göttliche mit einem Kusse zu erlösen.

Nach der Vorstellung fanden sich die Eingeladenen in Berthas Salon zusammen. Die Sängerin zeigte wie eine echte Walküre keine Spur von Müdigkeit, sie war in rosigster Laune und empfing ihre Gäste koiffürt und geschnürt wie zu einem Balle. Die Herrn bewunderten ihre Ausdauer, sie lachte darüber und wollte es an Frohsinn jedem zuvorthun. Das Souper ward in einem künstlerisch ausgestatteten Speisezimmer eingenommen, die Tafel, das Service waren tadellos, ebenso die Speisen und Getränke, Diener in Livree servierten, ganz wie in einem hocharistokratischen Hause, nur das laute Lachen und Sprechen verriet die Anwesenheit eines zwanglosen Künstlervölkleins. Am Präsidentenstuhl saß die Hausfrau, rechts von ihr Seydl mit

seiner Irma, neben dieser Graf Benoni, links von Bertha Selbitz, dann Lydia, daneben ein Kapellmeister, dann ein Dichterling, der die Diva in seinen Poëmen verherrlichte, außerdem noch ein paar urfidele Wiener Kollegen und am untersten Ende der Tafel Käthe, welche die Diener mit ihren Augen dirigierte und mit hausfraulichen Sorgen jedes leere Glas und jede Pause in der Unterhaltung sofort zu ergänzen wußte. Beim ersten Glase Sekt erhob sich Seydl zu einem Trinkspruche.

„Meine Herren!“

„Ah, wie ungalant,“ ertönte es von allen rosigen Lippen — „uns zu übersehen!“

„Bitte! bitte! Es hat wohl noch niemand Josi Seydl den Vorwurf machen können, daß er der Grazien vergaß. Nein, ich rede absichtlich zu den Männern, gilt es doch die Tugenden unserer berühmten Kollegin Wiedemann zu verherrlichen und das verstehen die Frauen nicht in dem Maße zu würdigen wie wir Männer. Ich wiederhole also: Meine Herrn! Die Bibel lehrt uns, Eva, unsere schöne Stammmutter, sei aus der Rippe ihres nachherigen Gatten gemacht worden. Eine Rippe ist nicht viel, deshalb kam auch nicht viel von den männlichen Tugenden auf die schönen süßen Evastöchter. Desto mehr Eigenschaften erbten sie von der Mutter: naschhaft, verführerisch, eigensinnig, furchtsam, kokett“ —

„Still! Ruhe! Stopft ihm doch den Mund!“

„Bitte, mich ausreden zu lassen. — — Ich sagte also: naschhaft, verführerisch, eigensinnig, furchtsam, kokett wie diese —“

„Ja doch, wir haben's schon gehört“ —

„Wissen sie uns Männer noch zu ganz andern Dingen zu bewegen, als zu einem Apfelbiß, sie machen uns toll vor Liebe, daß wir uns nicht selten vor ihnen im Staube winden, wie ihr Hausfreund, die Schlange.“

„Ah! Ah! Das ist stark! Bertha — das gestatten Sie in Ihrem eigenen Hause?

„Still! Still!“ lachte die Sängerin, „in diesen Räumen herrscht Redefreiheit. Der Narr hat das Wort.“

„Tausend Dank, hohe Herrin, es wird Ihr Schade nicht sein. Also wo bin ich geblieben? Richtig, bei den Frauen, die uns mit ihren Reizen das Leben verschönern und uns mit ihren Fehlern in Verzweiflung stürzen. Sie können nichts dafür, es ist Tradition, Vererbung. — — Nun, meine Herrn, frage ich Sie: Woher stammen unsere Künstlerinnen? Sie, die gleich uns Männern furchtlos den Kampf aufnehmen, den Kampf um's Dasein, — sie, die sich mit männlicher Kraft selbst ihre Existenz gründen, die mit kühnem Geiste allein und unbeschützt die tausend Intriguen zu parieren wissen, die auf ihrem Wege lauern, sie, die der Verleumdung preisgegeben sind und den Angriffen eines jeden Laffen, der über der Künstlerin die Frau vergißt, sie, die zu lieben verstehen wie kein anderes Weib, die den Mann mit ihrer Gunst beglücken aus freier Wahl, weil er ihnen eben gefällt, ohne jegliches Nebensichgucken nach Versorgung und sonstigen Vorteilen, unsere starken mutigen Künstlerinnen — sie haben nichts gemein mit ihrer Stammmutter Eva.“

„Bravo! Bravo! — Das laß ich mir gefallen. — Ah, wie schlau er sich aus der Affaire zieht!“

„Meine Herrn, ich spreche die kühne Behauptung aus,

daß unsere Künstlerinnen andern, geheimnisvolleren Ursprungs sind. Sehen Sie unsere herrliche Wiedemann, gleich groß als Walküre wie als liebenswürdige Hausfrau! Können Sie sich denken, daß dieses Götterweib ihr Dasein einer Rippe verdanke? Ich habe andere Vermutungen. Wie ich aus sicherer Quelle weiß, war Adam zweimal verheiratet. Lilith, die Mächtige, hieß seine erste Frau nach Meyer's Konversationslexikon, die Stammmutter eines Riesengeschlechtes."

„Josi, ich bitte Dich" — flüsterte ihm die schlanke Frau an seiner Seite zu.

Er legte den Arm liebkosend um ihre Schultern und fuhr dann fort: „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß unsere Künstlerinnen, daß unsere göttliche Wiedemann dem Schooße dieses schönen Dämons entsprungen? Den kühnen Frauen, die eine freie That zu würdigen und eine freie Rede zu verzeihen wissen, Liliths Töchtern, unsern Künstlerinnen, bringe ich das erste Glas. Allen voran unserer herrlichen Kollegin Wiedemann — sie lebe hoch!"

Bertha dankte lachend und bat Seydl, die Erlaubnis der freien Rede nur nicht gar zu sehr zu mißbrauchen, widrigenfalls sie als Abkömmling eines Riesengeschlechtes ihn höchst eigenhändig vor die Thür setzen müßte. Sie hob die Tafel auf, man ging in den Salon und gesellte sich zu kleinen Plaudergruppen zusammen, Cigaretten wurden gereicht und Damen wie Herren dampften lustig um die Wette. Seydl setzte sich mit Irma in eine lauschige Ecke. Die kleine Frau schien seine freie Rede doch ein bischen übel zu nehmen, ihr Mündchen schmollte und er war vollauf beschäftigt, zärtliche Worte in ihr Ohr zu flüstern und

ihre Fingerspitzen zu küssen. Die Tänzerin versammelte die anwesenden Herren um den Spieltisch und rief nach französischen Karten.

„Sie werden doch keine Bank legen?“ frug Bertha.

„Nein, ich will Euch wahrsagen,“ entgegnete sie lustig. „Kommen Sie, mit Ihnen mache ich den Anfang!“

„Ich bin nicht neugierig,“ sagte diese kurz, wandte sich um und trat auf den Balkon.

Es war eine herrliche Nacht. Der Mond beleuchtete die fernsten Gegenstände. Die Cigarette zwischen den Lippen, die Arme verschränkt, so stand Bertha lange und wandte die Augen dem himmlischen Gestirn entgegen.

Herr von Selbitz hatte nur auf den Augenblick gewartet, wo er sie allein sprechen konnte; er trat zu ihr: „Sie schwärmen im Mondlicht, meine Gnädigste?“

Sie sah ihn an wie geistesabwesend, dann besann sie sich: „Ja — ich schwärme, ich lebe in der Erinnerung!“

„Ach, wozu der Erinnerung leben,“ sagte er und seine Stimme bebte, „die Gegenwart ist doch so schön!“

„Vielleicht für Sie — für mich nicht!“ — — — —

„Sie sind nicht glücklich! Sie fühlen sich einsam, unbefriedigt, o — ich weiß es wohl.“

Die Sängerin maß ihn mit einem spöttischen Blicke.

„Schöne Frauen sollen glücklich sein, es wird ihnen so leicht gemacht, alles liebt, alles vergöttert sie.“

Sie lachte hellauf: „Ist das eine Liebeserklärung?“

„Wenn Sie es selbst so meinen — ja. Seit ich Sie gesehen habe heute Morgen, weiß ich, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie.“

„Ich fürchte, ich werde es sehr gut können.“

„Nicht diesen Spott, Grausame, wäre es nicht möglich, daß Sie mir mit der Zeit ein wenig gut würden?“

„Möglich? Warum nicht? Wenn Sie Zeit haben es abzuwarten.“

In diesem Augenblicke wurde heftig an der Klingel gezogen, bald darauf kam der Portier in's Zimmer.

„Verzeihen Sie, daß ich störe, ein Expreßtelegramm für Frau Richter-Wiedemann.“

Bertha riß es ihm aus der Hand. Mit zitternden Fingern löste sie den Umschlag, dann las sie laut:

„Richter willigt ein — Scheidung sofort eingereicht —
Rechtsanwalt Helmer.“

Lydia sprang auf und klatschte in die Hände: „Gratuliere, liebe Bertha, jetzt ist endlich Ihr Wunsch erfüllt.“

Die Herren drängten sich herzu, man fragte, wie und weshalb. Lydia gab Auskunft, die Gesellschaft beglückwünschte Bertha, als ob sie einen Sieg erfochten hätte, man trank auf ihr Wohl, sie aber stand bleich und wortlos inmitten dieser lachenden, schwatzenden Menschen, starrte immer nur auf die Depesche in ihrer Hand, und als es am lautesten herging, war sie plötzlich verschwunden. Die Anwesenden merkten es erst eine halbe Stunde nachher. „Wo ist denn Bertha,“ hieß es, „die Glückliche, der alle Wünsche in Erfüllung gehen?“ Lydia hob leise die Portiere zum Schlafzimmer, die Herren sahen ihr über die Schulter. Da stand Bertha im Reisekleide, die Uhr in der Hand und auf dem Boden kniete die Zofe, eifrig mit dem Packen eines kleinen Koffers beschäftigt.

Die Tänzerin schlug erstaunt die Hände zusammen und trat näher, die Übrigen folgten.

„Bertha, Sie wollen verreisen?“

„Ja.“

„Wohin denn mit einemmale?“

„Nach Kassel.“

„Zu Ihrem Manne, jetzt, wo die Scheidung eingeleitet ist?“

Die Sängerin stampfte mit dem Fuße: „Das darf nicht sein! Ich werde es nicht dulden, begreifen Sie denn nicht — ich liebe ihn ja!“ — — — — — — — — —

Bald nachher befand sich die Gesellschaft auf dem Heimwege, Graf Benoni und Selbitz begleiteten Lydia an ihr Hotel, man besprach das Ereignis, der Graf lachte viel über die Originalität der Sängerin, Selbitz warf einzelne sarkastische Bemerkungen dazwischen. Die Tänzerin blieb stumm und schien nachzudenken. Auf sie hatte Bertha's Entschluß einen gewaltigen Eindruck gemacht. Am Hotel angekommen, hielt sie die Hände ihrer Begleiter fest und sagte ihnen: „Wollen Sie mir einen großen, einen unmenschlich großen Gefallen thun?“

„Und der wäre, reizende Donna?“

„Mein Mann ist hier, er soll krank sein, wollten Sie mir heute noch, jetzt gleich, Nachricht verschaffen, wie es ihm geht?“

„Jetzt? Beim Morgengrauen? Süße Freundin, Sie sind von Sinnen. Ihre Kollegin hat Sie mit ihrer Bizarrerie angesteckt, Sie werden sich noch einige Stunden gedulden.“

„Nein — mir ist so eigen zu Mute — jetzt gleich oder nimmermehr.“

„Nun, wenn Sie darauf bestehen — wo wohnt Herr Waltrop?“

„In Sachers Hotel am Opernring."

„Teufel, das ist weit, fragen wir doch den Portier, ob Ihr Hotel mit Sacher nicht Telephonverbindung hat!"

„O gewiß."

Sie traten in die kleine Stube, der Portier sah verschlafen aus und zeigte sich anfangs recht ungnädig über das sonderbare Ansinnen, wurde aber zusehends freundlicher, als er ein reiches Trinkgeld in Empfang genommen hatte. Die elektrische Klingel ertönte, Lydia fröstelte es, sie zog die Mantille fester um ihre Schultern. Nachdem ein paar Worte mit dem Postbeamten gewechselt und der richtige Draht eingeschaltet war, bot der Portier Lydia die beiden Hörrohre. „Bitte, wollen Sie selbst die Anfrage stellen, gnädige Frau."

Die Tänzerin trat zum Apparate. „Mit wem spreche ich?"

„Mit dem Portier von Sachers Hotel."

„Wohnt bei Ihnen ein Herr Waltrop?"

„Gewiß, erster Stock, Zimmer 12."

„Wie befindet er sich?"

„Er ist vor einer halben Stunde gestorben — Schluß!"

„Schluß," wiederholte Lydia mechanisch und hing die Hörrohre an ihren Platz.